

**Synonymwörterbuch
der
deutschen Redensarten**

Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten

2. Auflage, erweitert um eine Einführung
in die ‚Synonymie und Idiomatik‘

von
Hans Schemann

unter Mitarbeit
von
Renate Birkenhauer

De Gruyter

Die Arbeit an diesem Wörterbuch wurde unterstützt durch das Europäische Übersetzer-Kollegium, Straelen, und die Fritz-Thyssen-Stiftung, Köln.

In diesem Werk erfolgt die Nennung von Waren, wie in Nachschlagewerken üblich, ohne Erwähnung etwa bestehender Patente, Gebrauchsmuster oder Warenzeichen. Fehlt ein solcher Hinweis, so heißt das nicht, daß der Warenname frei ist.

ISBN 978-3-11-021788-9
e-ISBN 978-3-11-021789-6

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany www.degruyter.com

Vorwort

Das *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten* ist die unveränderte Neuauflage der 1991 im Ernst Klett erschienenen Fassung.

Neu hinzugekommen ist die Darstellung der „idiomatischen Synonymie“.

Dankbar denke ich besonders zurück an die unermüdliche, überaus engagierte und absolut zuverlässige Mitarbeit von Renate Birkenhauer.

Dem de Gruyter Verlag sei für die Neuherausgabe aufrichtig gedankt. Mein besonderer Dank gilt auch hier Herrn Heiko Hartmann.

Herbert Ernst Wiegand
in Dankbarkeit
gewidmet

Inhalt

Wissenschaftliche Einführung: Synonymie und Idiomatik	9*	Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten	I
Vorbemerkung	11*	Die Großfelder mit ihrer Feldeinteilung	III
A. Einige Wortfeldanalysen	15*	Explizite Gliederung der Felder	V
B. Einzelanalysen von Synonymblöcken	36*	Zeichenerklärung und Benutzerhinweise	XI
C. Die geistesgeschichtliche Dimension der Idiomatik anhand von <i>Lachen</i> und <i>Weinen</i>	93*	Einleitung	XIII
D. Ausdruck, Phantasie, Darstellung: Zur Grundlegung der idiomatischen Synonymie	126*	Systematischer Teil	1
E. Nicht-idiomatische und idiomatische Synonymie	140*	A Zeit · Raum · Bewegung · Sinnesdaten	3
Übersichts-Tableau aller im Synonymwörter- buch aufgeführten Blöcke mit mehr als fünf Einheiten	171*	B Leben – Tod	33
Bibliographie	186*	C Physiognomie des Menschen	43
		D Stellung zur Welt	97
		E Haltung zu den Mitmenschen	151
		F Einfluß · Macht · Verfügung · Besitz	165
		G Kritische Lage · Gefahr · Auseinandersetzung	185
		H Präferenzen	205
		I Quantitäten · Qualitäten · Relationen	227
		Alphabetischer Teil	249
		Such- und Stichwortregister	421

**Wissenschaftliche Einführung:
Synonymie und Idiomatik**

Vorbemerkung

Die Synonymie ist in der Idiomatik gleichsam allgegenwärtig. Ja, mehr: geht man den idiomatischen Wortschatz als ganzen durch, hat man den Eindruck, von einem auf das andere verwiesen zu werden, d.h. sich in einem Raum zu bewegen, in dem die einzelnen „Elemente“ in einem tieferen Sinn zusammengehören, daher gemeinsam den Raum ausmachen und sich so auch gegenseitig vertreten können.

Dieser Eindruck hängt natürlich aufs engste mit dem Bildcharakter der idiomatischen Einheiten und der maßgeblich durch ihn gestifteten Synonymie zusammen. Doch werden wir sehen, daß der Begriff „Bild“ in diesem Zusammenhang ganz spezifische Charakteristika impliziert.

Der erste Teil der Arbeit dokumentiert den angedeuteten Eindruck anhand der Analyse von vier Wortfeldern. Der zweite Teil geht der Synonymie nach, indem die Analyse an unterschiedlichen verallgemeinerungsfähigen und nicht verallgemeinerungsfähigen Strukturmustern ansetzt. Der dritte Teil untersucht die Synonymie in geistesgeschicht-

licher Perspektive anhand eines ausgewählten Grundphänomens. Der vierte sucht die verschiedenen methodologischen Ansätze auszuwerten und auf möglichst allgemeine Parameter zurückzuführen. Und der letzte Teil schließlich sucht ein Fazit zu ziehen.

Die Belege habe ich nicht nochmal in den Text mit aufgenommen; das hätte zu viel Platz eingenommen. Mir ist bewußt, daß der Benutzer, der den Text und die Belege gegeneinanderhalten will, dadurch gezwungen wird, zwischen dem *Synonymwörterbuch* und der Untersuchung hin- und herzublätern. Bei der Fülle des Materials, auf dem die Überlegungen beruhen, ließ sich dieser Nachteil leider nicht vermeiden. – Es dürfte die Lektüre erleichtern, wenn man vor dem Einstieg in die unterschiedlichen im Text behandelten (Haupt-) Wortfelder diese im Wörterbuch durchgeht.

An mehreren Stellen ergeben sich mehr oder weniger enge Beziehungen zu der Einführung (so zitiert) in die bei demselben Verlag erschienene *Deutsche Idiomatik*.

Gliederung

- A. Einige Wortfeldanalysen** 15*
- I. Sterben – (sich)töten – Tod – tot 15*
1. Die Ausdrücke in „historischer“ Perspektive („heute gebräuchlich – vergangenheitsbezogen“)
2. Wie kommt der Tod zur Sprache (rhetorisch-pragmatisch-stilistische Ebene)
3. Kern der Einheiten: Metonymie des Zeichens – „Ausdruck“; das „Bild“ vom Tod und vom Sterben
4. die „Reise“ oder der „Übergang“ von einem Leben in das andere als das „tragende Bild“ und die Deutung des Todes
5. „tot“ – „kaputt“ – „zerstören“: einige Bemerkungen zur sprachlichen Ausweitung des Bild- und Bedeutungskerns
- II. Schlag/schlagen 23*
1. „Schlag“ – „Schläge (bekommen/...)“
2. Einige Regularitäten der Synonymbildung
3. Analyse des häufigsten idiomatischen Konstruktionsmusters: jm eine/ ein par + Verb. – Die Fruchtbarkeit der Metonymie
4. Andere Bedeutungen von „Schlag“; Gestische Idioms
5. Die Idee „Schlag“
- III. Erstaunen – Verblüffung – Schrecken . . 30*
- Bildkerne („erstarrtes Leben“, „fast umfallen“, „ganz weg sein“) und die rhetorisch-pragmatisch-stilistische Präsentation der Bilder
- IV. „spinnen“ 32*
- Vielfache Bilder – schlüssige Leitgedanken: „vom Verstand weg“, „nicht in Ordnung/krank“, „es fehlt etwas (am Verstand)“; Sonderfälle
- B. Einzelanalysen von Synonymblöcken** . . 36*
- Zur Einführung: Anzahl und Funktion der idiomatischen Synonymie in einer natürlichen Sprache und die Anlage unserer Analysen . . 36*
- I. Der Vergleich, die Personifizierung und der Euphemismus 39*
1. Der Vergleich
- a) *Der idiomatische Vergleich: 1) realistisch, 2) totalisierend, 3) auf einer Leerformel beruhend*
- b) *Analyse der einschlägigen Synonymblöcke*
- c) *Auswertung*
2. Die Personifizierung
- a) *Die personifizierten Eigenschaften in den einschlägigen Synonymblöcken*
- b) *„Personifizierung“ – am Beispiel von Affe: das Tier „erscheint“ im Menschen*
- c) *„Personifizierung“: Identifizierung, Darstellung, Verbildlichung*
3. Der Euphemismus
- a) *Charakterisierung einiger Synonymblöcke*
- b) *Der Euphemismus als Teilbereich der Idiomatik*
- II. Zu den sprechaktrestringierten Idioms . . 57*
1. Einzelanalysen
- a) *Freude – Erleichterung – Anerkennung – Erstaunen – Verblüffung – Ratlosigkeit – Ärger – Zorn*
- b) *Aufforderung*
- c) *Drohung*
- d) *Zurückweisung*
- e) *„Kommunikation“*
- f) *Versicherung*
- g) *Zustimmung*
- h) *Ablehnung*
- i) *Stellungnahme zur Situation, zum (vorhergehend) Gesagten, zum (behandelten oder zur „Verhandlung“ stehenden) Thema.*
2. Charakterisierung der unterschiedenen Gruppen und Überlegungen allgemeiner Art
- III. Der „path“ oder „Weg“ als Strukturmuster 67*
1. Die Schwerpunkte bei den Idioms mit Weg

2. Analyse der einschlägigen Synonymgruppen	
3. „Gesperrter Weg“ – Desorientierung des Individuums – Darstellungsformen – Synonymie	
4. Die Übertragungen mit Weg in einem weiteren Zusammenhang	
IV. Synonymstiftende verallgemeinerungsfähige Konstruktionsmuster	73*
1. Das /(etw) ist zum + substantivierter Infinitiv	
2. wohl: „Vermutung/(Hypothese) (des Spechers) → „gespielte Sicherheit“	
3. j. wäre / hätte am liebsten... – der Irrealis	
4. das kannst du/... – jm erzählen, der die Schuhe mit der Kneifzange zumacht/...	
5. Strukturen für bestimmte „Kategorien“	
V. Strukturanalysen weniger oder nicht verallgemeinerungsfähiger Konstruktionsmuster der Idiomatik	82*
1. Synonymie unter den Kerngliedern	
2. Modifikation des Kernglied (Figuren) – vor dem Hintergrund des Bildes als ganzen	
3. Konstituenten-Synonyme	
a) <i>Die erste Grundform dieser Synonymie: die Konstituente schließt den Rahmen der Bildbedeutung</i>	
b) <i>Die zweite Grundform dieser Synonymie: eine oder mehrere Konstituenten werden paraphrasiert</i>	
4. Variationsformen der gesamten Bildbasis	
5. Zwei oder mehrere Variationsmodelle in einem Synonymblock	
6. (Völlig) unterschiedliche Bilder – eine Bedeutung	
7. Seltener Fälle	
C. Die geistesgeschichtliche Dimension der Idiomatik – anhand von Lachen und Weinen	93*
I. Das Lachen	93*
1. Einführende (geschichtlich orientierte) Gedanken – erste Bewertung der Idiomatik des Lachens	
2. Idiomatic „Spiel“, „Scherz“, „Spaß“, „Spott“, „Hohn“, „Witz“ in Verbindung zum Lachen	
3. Lachen – verlacht werden – sich lächerlich machen: die ästhetisch und sozial orientierte Diskussion der Problematik – ohne Echo in der Idiomatik	
4. Die idiomatic Darstellung der Hyperbolik des Lachens in Gesten, Sitten, Bewegungen – Grade der Synonymität	
5. Der weitere historische Verlauf der Diskussion – die Radikalisierung der Problemstellung	
6. Die Position Baudelaires und die Idiomatik des Lachens	
7. Das Lachen der Götter	
8. Die Deutung des Lachens und Weinens durch Plessner (einschließlich einer Stellungnahme zu Bergson und Freud)	
9. Die Ebenen und Formen des Lachens (je nach Freude/ Jubel/..., Spott/ Witz/...)	
II. Das Weinen (im Anschluß an Plessner) und die „Begrenzung“ der Idiomatik	122*
D. Ausdruck, Phantasie, Darstellung – Zur Grundlegung der idiomatic Synonymie	126*
I. „Ausdruck“ – „Gebärde“ – „Geste“ – „Haltung“ – „Darstellung“: Motiviertes versus willkürliches Sprachzeichen . . .	126*
II. Komik, Witz, Groteske, Spiel ... – die „Brechung“ des Menschlichen	134*
III. Idee, Bild, Phantasie und die Schwerpunkte der Idiomatik	135*
E. Nicht – idiomatic und idiomatic Synonymie	140*
Tableau aller im Synonymwörterbuch aufgeführten Synonymblöcke mit mehr als fünf Einheiten	170*
Bibliographie	186*

A. Einige Wortfeldanalysen

I. sterben – (sich) töten – Tod – tot

Das Wortfeld **B** *Leben – Tod* ist das kleinste in unserem *Synonymwörterbuch*. Seinen Kern bildet der im Titel angegebene scheinbare (?) Gegensatz, der auch die beiden anderen Gegensatzpaare *jung – alt* und *gesund – krank* fundiert bzw. sie überschattet. Das Wortfeld ist daher in der Relation „Oberbegriff – Unterbegriffe – die einzelnen Ausdrücke“ das einheitlichste des Buchs.

Der Tod wird bekanntlich je nach Religion, Kultur, Zeitalter, Gesellschaftsform, nach Lebensalter und nicht selten auch nach Geschlecht, nach Menschenschlag, Ethos, Beruf und anderen Faktoren sehr unterschiedlich gefaßt. Während das Lebensgefühl bei manchen Völkern und in manchen Epochen aufs engste mit dem Tod verwoben war – etwa das europäische Spätmittelalter¹ – und die Philosophie – verstanden als „Schule der Lebensweisheit“ – nicht selten in der Maxime „Leben heißt sterben lernen“ die Quintessenz der Weisheit sah, scheint die moderne (Industrie-) Welt den Tod eher verdrängen zu wollen – wenn auch die (erschreckend) hohen Selbstmordzahlen belegen, daß es sich bei diesem Versuch um eine Art Flucht, wenn nicht um einen Selbstbetrug handelt.

Die idiomatischen Ausdrücke zu dieser schicksalhaften Macht, der der Mensch nicht entrinnen kann und der er in der einen oder anderen Weise ins Gesicht zu sehen gezwungen ist – denn im Gegensatz zum Tier weiß der Mensch, daß er stirbt – werden uns daher auch einen Aufschluß über unsere Zeit bzw. über die Zeit, aus der die Ausdrücke stammen, geben können.

Die größte Synonymgruppe in **Ba 3** *sich töten*, 7, gibt gleichsam einen – wenn auch nicht vollständigen – Überblick über die Formen oder Modalitäten, in denen der Mensch *seinem Leben ein Ende machen* kann und macht (Metonymie des Mittels oder des Zeichens). Man ersieht daraus sofort, daß einige dieser Formen heute besonders häufig (etwa die da zuerst genannten) und andere besonders selten sind (z. B. die letzten fünf).

Kaum weniger zahlreich sind die Formen des Sterbens idiomatisch realisiert; doch erscheinen

sie nicht in einer Gruppe zusammengefaßt, sondern in Untergruppen aufgeteilt (vgl. bes. **Ba 2**. 33-39 und 44-49). Nicht wenige dieser Formen sind für unsere Zeit eher atypisch (etwa 35, 37 (außer 37.(1)), 45, 47, 48, 49). – Dasselbe Bild bilden die vielen (kleinen) Gruppen, die Formen des Tötens präsentieren (vgl. bes. **Ba 4**. 11-25): auch hier ist die sprachlich dokumentierte historische Realität weithin die unserer Vorfahren.

In geschichtlicher Perspektive ist am ehesten die Idiomatik des Selbstmords „aktuell“.

Die Synonymität ist in all diesen Ausdrücken, zusammengenommen, auf das Archilexem „sterben“ bzw. „(sich) töten“ beschränkt, d. h. nur schwach, da sie sich „definitionsgemäß“ im Wie des Todes unterscheiden.

1. Schaut man sich nun die einzelnen Gruppen näher an, die das Sterben und (Sich-) Töten eher in allgemeiner Form fassen bzw. den Tod religiös, biologisch oder in anderen Bezügen präsentieren, ist das Bild in der Perspektive „aktuell oder nicht“ sehr heterogen.

Von **Ba 3** *sich töten* 1-6 ist heute nur 4 wirklich geläufig; dem „harten“ terminus technicus *Selbstmord begehen* stehen hier zwei Einheiten zur Seite, die aus unterschiedlicher Perspektive („Ende“ – „Leben nehmen“) dasselbe aussagen und von denen *sich das Leben nehmen* sich durch seine schlichte Nüchternheit abhebt.

Die unter 5 zusammengefaßten Euphemismen wirken heute fast alle „überzogen“, die mit *antun* pathetisch – besonders 5 (3) mit der nicht mehr gebrauchten Form *Leids*; das verbleibende *Hand an sich legen* klingt ein wenig „gewaltsam“ – ähnlich wie 1, *Schluß machen* – und hat zudem eine „technische“ Nuance, während die Einheiten von 2 und 3, die das „Weggehen“ oder „Sich-Davonstehlen“ „aus dieser Welt“ – oder „dem Jammertal“ – als indirekte und insofern euphemistische Aussage des Selbstmords fassen, der herrschenden Vorstellung vom Tod eher zu entsprechen scheinen: der Glaube an einen Übergang von dieser in eine andere Welt scheint mit dem Rückgang der religiösen Bindungen und einem (sich nicht selten als „modern“, „zeitgemäß“ gebenden) (Wissenschafts-) Positivismus in gewisser Weise der Boden entzogen zu sein. Gerade diese Vorstellung aber – niedergelegt in der Bildbedeutung der Einheiten – bildete den Kern

¹ Vgl. dazu die einschlägigen Kapitel von Huizingas „Herbst des Mittelalters“.

der Anschauung vom Tod in weiten Teilen der Bevölkerung bis in das späte 19. bzw. den Anfang des 20. Jahrhunderts.

6, *den Freitod wählen*, fällt (seit jeher) aus dem Rahmen: es spiegelt eine „antik-heidnische“ Einstellung zu Leben und Tod wider, die das spontane Empfinden der meisten Europäer vom Mittelalter bis heute – wenn nicht gar der meisten Menschen – offenbar gleichsam verletzt: das Leben, zumindest das menschliche Leben – auch das eigene – steht nach diesem Empfinden offenbar nicht „völlig frei“ in der Verfügungsmacht des Menschen.²

Bei **Ba 4 töten** ist die erste größere Synonymgruppe, 4, (heute) nur (noch) ironisch, wenn nicht sarkastisch zu gebrauchen; sie scheint mir in dieser Sprecherhaltung aber durchaus „zeitgemäß“ –, während die darauf folgende, ebenfalls ziemlich umfangreiche Gruppe 5 speziell auf ein „kriminelles Milieu“ – zu dem bestimmte „Varianten politischer Diktaturen“ zu zählen wären – bezogen ist. Pragmatisch sind die Bildbedeutungen sehr aufschlußreich: sie stellen das Töten als ein völlig alltägliches, harmloses Tun dar; jemanden, der die Kreise der jeweiligen Drahtzieher zu stören wagt, „schafft man wie hinderliche Gegenstände oder Schmutz weg“ – wenn man ihn nicht wie giftige Pflanzen oder Tiere „unschädlich macht“. Die kalte, zynische, gleichmütige Nüchternheit, mit der hier das „Verschwinden-Lassen“ von Menschen als routinierter Habitus präsentiert wird, paßt aufs beste in das Räderwerk einer alles Störende zermalmenden Technik und Apparatewelt. – Vgl. damit das „rude“ 7, *jm den Garaus machen*, oder das ironisch-grausame 8, *jn über die Klinge springen lassen*, das eine Form der Hinrichtung wiedergibt, die es in den sog. zivilisierten Ländern nicht mehr gibt. –

Auch die Phraseme von 9 gehören kaum in unsere Zeit und wirken sehr pathetisch. Demgegenüber scheint mir die Gruppe 10 – besonders die Einheiten 10 (3) und 10 (4) – nach wie vor im Einklang mit der Einstellung unserer Epoche zum Tod und seinem sprachlichen „Ausdruck“ zu stehen.

Bevor ich auf die verbleibenden Einheiten von Ba 4 komme, gehe ich zu den Hauptgruppen von **Ba 2 sterben (müssen)** über.

Bei 1-6 scheinen mir lediglich 3 (4, 5, 6), d. h. die Phraseme (mit) *des Todes* (der qualifizierende Genetiv ist veraltet und wirkt eher „gefühlvoll-pathetisch“) heute ungebräuchlich zu sein. – 6 (3) – des-

sen „Faktitivum“ schon angesprochen wurde – ist der Sitte nach zwar veraltet, doch klingt seine Bildbedeutung wohl immer noch nach, d. h. scheint nicht völlig lexikalisiert zu sein. – Die unter 7 angegebenen Idioms sind zwar sehr salopp und wohl auch nicht allzu häufig, verstoßen nach meinem Eindruck jedoch nicht gegen das „Zeitgefühl“.

Dann kommen die (z. T. sehr) großen Gruppen mit *Weg, Gang, Fahrt, Reise* – 8 –, die Ausdrücke, die den Über-Gang in das ewige Leben als Abschied aus dieser Welt fassen – 9 – oder als Eingehen in den Frieden jener Welt – 10 –; die den Tod als „Ruf Gottes“ verstehen – 13 – und vom *letzten Hauch* oder *Seufzer* bzw. vom *Aushauchen unserer Seele sprechen* – 17 –. Diese Gruppen geben den Kern der christlichen – und nicht nur christlichen – Anschauung vom Tode wieder; und hier liegt auch – der geradezu „klassischen“ Anschauung gemäß – das Schwergewicht der bildhaft, d. h. durch die Bildbedeutung konstituierten Synonymie. Das entspricht dem weitgehend einheitlichen Bildgrund oder Bildkern: der „Vorstellung von der Reise“ (→ path), welche wiederum in der Anschauung von den zwei Welten wurzelt und zu der der Weltenlenker gehört, der unser Leben hier wie dort in der Hand hat, und der Glaube an einen Gott zugehörigen, unsterblichen Wesenskern im Menschen – Seele, Geist oder anders genannt –, der zu diesem bildhaft „Reise“ genannten Über-Gang bestimmt ist. Diese Ausdrücke sind – ohne Ausnahme, wie mir scheint – heute nur noch in bestimmten Kontexten (kirchliche Beerdigung o. ä.) bzw. bei ganz bestimmten Sprechern oder Sprechergruppen ohne „rhetorische“ Markierung (d. h. ironisch, launig usw.) zu verwenden.

Die ausgesparten Idioms liegen sehr unterschiedlich. 11 und vor allem 12 sind ironisch, wenn nicht geradezu spaßhaft, zudem heute wohl ziemlich selten; 14 scheint künstlich, „gewollt“; 15 (1) „zeit-gemäß“, 15 (2) salopp, 16 (1) und vielleicht auch 16 (3) veraltet, 20 selten, 20 (2) veraltet, 21 religiös-kirchlich, 22 und 23 leicht „geschwollen“; 24 klingt veraltet, scheint mir aber in bestimmten Kontexten, in denen es um den Tod einer größeren Zahl von Menschen geht, nach wie vor ein Bild zu sein, zu dem bestimmte Sprecher greifen mögen; 25 (bes (2) und (3) „zeit-gemäß“, 26 (außer (1) aufgrund des qualifizierenden Genetivs) normal, 27 salopp, aber „gebräuchlich“, 28 normal, 29 (1)

² Vgl. die Kritik, die Schopenhauer an dieser Einstellung übt (W I, S. 471ff), und demgegenüber die Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs zur „Euthanasie“.

pathetisch, (3) dazu selten (wohl etwas „forciert“), 30 nachdrücklich, doch durchaus „verwendbar“ – im Gegensatz zu 31 und 32 wegen ihres „nach hinten gewandten“ übertriebenen Pathos, 42 spöttisch-spielerisch und in dieser Sprechereinstellung „treffend“ und 43 zwar sehr pathetisch, doch von einer zupackenden Härte, die den Ausdruck in bestimmten Kontexten ausgesprochen angemessen erscheinen lassen kann.

Ich habe bei dieser – natürlich etwas summarischen – Qualifizierung der Einheiten unter zeitbezogener Perspektive einige Gruppen übersprungen, um den etwas pointiert markierenden Kommentar einhalten zu können.

18 und u. U. auch 19 könnten gleichsam „zeitlos“ sein, ebenso 34 und 35 (außer ... *Hungers*) sowie 51. Die Einheiten von 33 drücken zwar ein starkes Pathos aus, doch entspricht dies nicht selten dem, was in der Person des Sterbenden „objektiv“ vorgeht oder vorgegangen ist; 36 (1) (*Kindbett*) ist ungebräuchlich geworden; von den unter 37 zusammengefaßten Wendungen ist heute wohl nur noch das nüchterne, leicht euphemistische 37 (1) unmarkiert – die anderen spiegeln ein vergangenes (?) oder doch zumindest weithin „verpönten“ Kriegsethos wider; 38 scheinen (alle?) entweder pathetisch oder ironisch; 39 „entspricht dem Geschehen“; 40 ist veraltet (*Siele*), 41, berufsbezogen, scheinen trotz eines ziemlich starken Pathos durchaus noch „zeit-gemäß“; 44-48 sind auf bestimmte Epochen bzw. historische Situationen bezogen und in diesem Bezug weiterhin adäquat; und für 52 und 53 gilt Entsprechendes in bezug zu einem religiösen Kontext bzw. Ausdrucksbedürfnis. – Die letzten Gruppen von Ba 2 schließlich bilden termini technici.

Die oben ausgelassenen Gruppen von **Ba 4 töten** zerfallen in zwei Teile.

Der erste Teil – 11-15 – gibt einen Querschnitt durch die unterschiedlichsten Modalitäten (Metonymie), in denen ein Mensch den anderen oder eine „Gesellschaft“ die Menschen „von dieser Welt in die andere befördert.“ All diese Ausdrücke scheinen mir nach wie vor adäquat, wenn sie auf „ihren“ – bald eher sozialen, bald eher historischen – Kontext bezogen werden.

Der zweite Teil – 26-31 (außer 27) – variiert gleichsam das „Blut-Vergießen“ bzw. das „Fließen von Blut“ – ein Bild, das die spätbürgerliche Welt von heute nach Möglichkeit verbannt – wenn sie

es nicht den Interessierten oder Schaulustigen über das Fernsehen aus anderen Ländern, Kontinenten oder Epochen halb ernst-realistisch, halb reißerisch-pervers „über Knopfdruck anbietet“.

27, 32 und 33 sind termini technici, 35 von einem rückwärts gewandten Pathos, und 34 schließlich ist ein heute wie ehemals gebräuchlicher, nüchterner und sehr oft treffender idiomatischer Ausdruck.

2. Geht man von der historischen Perspektive – besonders „aktuell oder nicht“ – zu einer Analyse der idiomatischen „Aussage zum Tod“ als solchen über, wird man vielleicht am sinnvollsten an unserer eingangs gemachten Überlegung ansetzen: angesichts der unabänderlichen, endgültigen, schicksalhaften Macht des Todes, der der Mensch als Lebewesen hilflos ausgesetzt ist, weicht die Sprache gleichsam in „helfende“ Bilder und Konstruktionen aus:

- in Euphemismen – die das Grausam-Endgültige verkleiden, verhüllen:
Ba 2 15 – *das Zeitliche segnen*, 37 – *im Krieg bleiben*, Ba 3 5... *antun*, Ba 2.16 *den Löffel weglegen*, Ba 4 3 *jn ums Leben bringen* und viele andere;
- gepaart mit (u. a.)
Ironie: Ba 2, 6 *dran/... glauben müssen* (daß es Gott gibt/...);
Pathos: Ba 2, 26 (3): ... *jähes Ende...* u. a.
Berufsethos: Ba 2, 37: ... *Kampfplatz/Kampfstatt/Felde der Ehre...* u. a.
Zynismus: Ba 4, 5 und 6 (die Einheiten als ganze) u. a.
- in einen „naturalistischen“ Realismus – eher biologisch, sozial, historisch oder beruflich ausgerichtet:

Ba 2.17 (8) *den letzten Schnaufer tun*; 19 *jm brechen die Augen*; 20 *in die Grube fahren*; 21 *zu Staub werden* u. a.

bis zur Detailbeschreibung und zum explizierenden terminus technicus:

Ba 2,38 *sein Grab/den Tod in den Wellen finden*, 44 *durch jn/js Hand/ Henkershand sterben* (eine „Climax der realist. Beschreibung“); **Ba 4.** 13 *jn zu Tode prügeln*, Ba 2,24 *der Sensemann ...*

(Ausmalen anhand einer bekannten Personifizierung des Todes), *jn standrechtlich erschießen* (t. t.), *jn. an die Wand stellen* (Umsetzung des t. t. in einen kolloquialen Ausdruck – gleichsam eine „unschuldige“ Metonymie; Euphemismus);

- in die Ironie, ja Spielerei:

Ba 4.4, *jn ins Jenseits/in die ewigen Jagdgründe befördern*, Ba 4.14 ... *rennen*. Ba 4,16, ... *Stück Blei /blaue Bohnen ... schicken*

- in einen derben Realismus:

Ba 4.18, ... *Kehle zuschnüren/Gurgel zudrücken/abschnüren*, Ba 4.22 ... *Kopf abschlagen* + Spielerei: *Kopf kürzer machen* und grausamen, humorigen Sarkasmus... *über die Klinge springen lassen* (Luther: ... *die ihm den Kopf über eine kalte Klinge hatten hüpfen lassen* (nach Röhrich, I,517, der dazu bemerkt, eigentlich sei ja bei der Hinrichtung durch das Schwert nur der Kopf darüber gehüpft, während der übrige Körper darunter blieb), **Ba 2.7**, *eingehen... Primel/Kaktus* – vgl. dazu Ba 2.12 *in die ewigen Jagdgründe eingehen*: Spielerei mit „*eingehen*“;

- in einen „biologisch – getreuen“ Realismus:

Ba 2.19, ... *brechen die Augen*; + Derbheit: Ba 2.16 *alle viere von sich strecken* + Fiktion: ... *Arsch zukneifen*,

- bis zur Parodie:

Ba 3.3 *diesem Jammertal* (klischeehafte Übertreibung) *Ade/Valet sagen* (geläufige Gruß- bzw. Abschiedsfloskeln), **Ba 4.22** *jm den Kopf vor die Füße legen*: ← ehrerbietige Haltung Höhergestellten gegenüber, die hier sarkastisch entstellt wird...

Im ganzen spiegeln die Phraseme für „sterben – (sich) töten“ einen nicht selten geradezu spätmittelalterlichen, frühneuzeitlichen Realismus wider, wie wir ihn in der (Volks-) Literatur, in der (Volks-) Malerei, in Skulpturen usw. allenthalben finden und wie er sich bis ins 20. Jahrhundert, ja in manchen Gegenden im „Volk“ bis heute erhalten hat. Einen bald verhüllenden, bald, im Gegensatz dazu, bloßstellenden und, wie sich zeigte, ironischen, spielerischen, derben, stark von

kirchlichen Vorstellungen und Gebräuchen geprägten, person-, berufs-, standes-bezogenen Realismus – kurz: eine Haltung, die das Los des Menschen auch – und gerade – in den unglücklichen, unabwendbaren, schrecklichen Lebenslagen so nimmt, wie es ist und in der „natürlichen“, wenn nicht naturalistischen Darstellung eine ungenierete, gleichsam spielerisch-launige Sprecherhaltung „zur Schau stellt“, in der Inhalt und Form zu einem Bedeutungsgehalt verschmelzen, der sich nur schwer in Elemente oder Momente auflösen läßt.

In dieser den Gehalt prägenden Sprecherhaltung liegt denn auch der eigentliche Kern der meisten Synonyme. Man nehme das Pathos von **Ba 2.3** (5, 6, 7) oder 30 (1, 2), den Sarkasmus von Ba 2.7 (1, 2), die Derbheit von Ba 2.16 (2, 3), die *Nüchternheit* von Ba 2. 26 (3, 4, 5), das verklärende Berufspathos von Ba 2. 37 (2, 3, 4, 5), die den Euphemismus „kalt ausschachtende“ Grausamkeit von **Ba 4** und 5 (2, 3, 5, 6) oder die ironisch-joyal-derben Einheiten Ba 4.14, 16, 18, 20: selbst wenn die Bilder sich *nicht* decken, drückt ihnen die sie ausmalende Sprecherhaltung einen einheitlichen Stempel auf.

3. Kern der Überleitung von der Bildbedeutung zur Sprachbedeutung ist die Metonymie des Zeichens oder des „Ausdrucks“: das Bild weist auf die Bedeutung hin. Bald scheint dieses Hinweisen gleichsam zwingend zu der Bedeutung zu führen, bald ist sie weniger zwingend; die übertreibenden, oft fiktionalen Züge können die realistischen „ganz natürlich“ verlängern, sie können aber auch einen spürbaren Bruch bilden. Nehmen wir *alle viere von sich strecken – den Arsch zukneifen – ins Gras beißen*. Die erste Einheit bedeutet auch „(ein-) schlafen“ bzw. „sich zum Einschlafen bereit machen“: es ist schwer, die „reine Geste“ von ihrer Bedeutung zu trennen. Doch nun der Schritt zu der Bedeutung „sterben“. Lebendiges nimmt der Mensch als Kind, nimmt der Primitive, nimmt der „natürlich wahrnehmende“ Mensch primär wahr – auch da, wo es der („zivilisierte“) Erwachsene, durch Enttäuschung „geistiger“, „nüchtern-abstrakter“ geworden, nicht mehr wahrnimmt, d. h. mit „toten anorganischen Dingen“ „rechnet“ (bis die Entwicklung ganz in ihr Gegenteil umschlägt und er auch Lebendiges, ja den „Mit-Menschen“ als „Totes“ wahrnimmt). Den Tod als das Ende des Lebens nimmt er demnach bei allem Lebendigen – noch bei den Pflanzen – ursprünglich und spontan

in allen Ausdrucksformen wahr. „Alles, was in der Erfahrung gegeben ist, wird ohne besondere neue Erfahrungsinhalte und neue Erfahrung primär und nativistisch auf ein zugleich *Lebendiges* und *Beseeltes ursprünglich bezogen*, d. h. als Ausdruck, beseelte und sinnvolle Handlung einer lebendigen beseelten Realität wahrgenommen und, weil wahrgenommen, auch beurteilt auf etwas, was die Struktur unseres Urphänomens hat; und erst bestimmte Erfahrungen, sagen wir besser „Enttäuschungen“ (ein Vorgang, in dem Täuschungen aufgehoben werden, sich aber auch eine Meinung erst als Täuschung zu erkennen gibt) sind es, die in einem *langen Prozeß* geistiger Entwicklung einige der zunächst als zweifellose „Lebensphänomene“ – in unserem Sinne – hingegenommenen Erscheinungen der Natur als „nicht“ = lebendig oder als „tote“ erkennen lassen.“³ – In dem so verstandenen Ausdrucksphänomen liegt die wesentliche Grundlage der meisten Synonyme in den Wortfeldern „sterben – töten – sich töten – tot“.

Doch wie ist nun ein Idiom zu sehen, das die Geste der Vorbereitung zum Einschlafen naturgetreu, „rein“ wiedergibt – doch das „Einschlafen“ dann als „Entschlafen“ faßt? Grundet die sprachliche Geste – die Bildbedeutung – hier noch „ganz“ in der getreuen Wiedergabe des Ausdrucks alles Lebendigen und damit auch Sterbenden? Offenbar nicht. Der „Ausdruck“ – bzw. seine sprachliche Wiedergabe („Nachahmung“) – geht gleichsam übergangslos in die „Darstellung“ über: das „Wort“ – hier die Bildbedeutung als ganze – „meint etwas anderes“, geht aus dem im Zeichen als Anzeichen Liegenden heraus und deutet auf etwas hin – ein Hindeuten, das hier durch die Nähe des „An-Gedeuteten“ („sterben“) zu der Bedeutung, von der die An-deutung ausgeht („Einschlafen“), „schlüssig wirkt“, wenn es überhaupt als ein Bedeutungsschritt eindeutig wahrgenommen wird. – Als „sterben“ kann die Geste indessen nur fungieren, wenn man darin Erstarrung sieht – die im (Ein-) Schlafen nicht (voll) gegeben ist. Die intentional-hinweisende „Darstellung“⁴ sieht also schon in der sprachlich gefaßten Geste, in dem

sprachlichen Bild, in der Bildbedeutung neue – ideelle – Momente; das sprachliche Zeichen ist damit gleichsam auf dem Weg, dessen Krönung der „künstlerische Ausdruck“ ist – auf dem Weg zur Deutung.⁵

Verstärken wir die Wahrnehmung der Erstarrung beliebig weit: das in der zweiten angeführten Einheit Ausgesagte nimmt niemand realiter wahr und entdeckt auch niemand als ideelles Moment. Es handelt sich also ganz eindeutig um eine derb-spielerische Übertreibung – im ganz wörtlichen Sinn dieses Worts – der Phantasie, die sich darin gefällt, die Erstarrung des Todes auch und gerade da „fiktiv auszusagen“, wo man sie nicht wahrnehmen kann: um das „Real-Elende“, „Miserable“ des Menschenschicksals durch die Assoziation gerade mit diesem Köperteil aufs Massivste zu unterstreichen.

Und nun *ins Gras beißen*. Die Soldaten „fallen“ in der Schlacht – eine bis ins 20. Jahrhundert fast jedem vertraute Erscheinung –, „fallen“ ins Gras des Kampfplatzes. Fiktive Folge – gestiftet von der spielerischen, realistisch – grausam – humorigen Phantasie: sie „beißen“ ins Gras – ähnlich, wie jemand, der bereits beerdigt ist, sich – fiktiv – „das Gras von unten betrachtet“ (eine ausgestorbene idiomatische Einheit) und sich „heute noch“ „die Radieschen von unten ansieht“. Die Darstellung entdeckt im Wahrgenommenen keine über sie hinausgehenden ideellen Momente mehr – sie verlängert das sinnlich Wahrgenommene „phantastisch“ ins Nicht-Sinnliche. Statt einer „objektiven“ Ideengewinnung – wie sie uns in der (bildhaften) Kunst in reinster Form begegnet – eine eher „subjektive“ – nicht Bedeutung erfassende, sondern Bedeutung stiftende – Leistung der Phantasie – die selbstverständlich auch die Hauptquelle eines Kunstwerks sein kann, das dann indessen einem anderen „Stil“ angehört als das der ersten „Form“.

Unter dem Gesichtspunkt der Figuren zeigen die letzten beiden Ausdrücke: was in den Einheiten, die die unterschiedlichen „Formen des Sterbens“ ausdrücken – Einheiten, von denen wir zu Anfang dieses Kapitels ausgingen – in der Sprachbedeutung realiter mitspielt und eben deshalb das eine Sterben vom anderen abhebt, ist hier kein reales Bedeutungselement mehr, sondern ein „abstrakt“ operierendes Moment: aus der Metonymie ist eine Metapher geworden.

Unter dem Gesichtspunkt der ästhetischen

³ Scheler (1923/24), S. 268. (Hervorhebung durch Kursivdruck von Scheler). – Mit den „toten Erscheinungen“ meint Scheler hier nicht sterbende oder tote Lebewesen, sondern nicht-lebendige „Dinge“, insbesondere der anorganischen Natur.

⁴ Dazu genauer unten Kap. D, I, III, IV.

⁵ Vgl. dazu die abschließenden Bemerkungen in dieser Arbeit zur „Darstellung“ im Anschluß an Scheler und Schopenhauer.

Fundierung – die ins Anthropologische zielt – haben wir einen – wie wir sahen: fließenden – Übergang vom „Ausdruck“⁶ der Natur bzw. seiner Wiedergabe („Nachahmung“) über die „Darstellung“ (intentionales Sprachzeichen) bis zur „Fiktion“ (intentionales fiktives Sprachzeichen).. – Je nach ihrem Schwergewicht hat die sprachlich-bildhaft vermittelte Sprecherhaltung eine entsprechend unterschiedliche Fundierung. – Ob die Haltung „als solche“ – als „reine Form“ der Stellungnahme – damit eine andere ist, sei hier offen gelassen, da es „objektiv“ nur schwer – wenn überhaupt – zu entscheiden ist.

4. Alle behandelten Synonymgruppen gehen selten über drei, vier Einheiten hinaus, sind also relativ klein.

Eine Ausnahme bilden, wie wir sahen, die Gruppen, die sich um das Bild der Reise ranken, des Abschieds von dieser Welt, den der Sterbende nimmt, weil er von Gott gerufen wird; sie sind durchweg größer.

Und nicht nur das: sie liefern, bildhaft, auch eine Deutung des Todes: als Übergang von einer „Lebensform“ in eine andere – während fast alle anderen Einheiten den Tod nicht deuten, sondern ausdrücken, zeigen, hinweisen, darstellen und (darstellend) fingieren – wenn sie ihn nicht euphemistisch nur leicht andeuten oder ihn gar verhüllen.

Doch auch die Idee des Todes als Übergang wird nur in ihrer allgemeinsten Form vermittelt. Ob der Übergang in eine radikal andere Seins-Form erfolgt, ob der Mensch „als ganzer“, mit Leib und Seele, „über-geht“ oder „nur“ die Seele sich vom Leibe trennt und nun, ihrer Natur als „einfacher Lebens-Kraft“ entsprechend, in „reiner Form“ weiterlebt (platonische Tradition), ob hinter dem – letztlich nur scheinbaren – Übergang von einer Seinsform in eine andere ein sie beide – als („vordergründigen“) Gegensatz – umfassendes Identisches steht (Heraklit und seine so starke Nachwirkung, ja schon Anaximanders „Apeiron“), ob der Übergang eher „natürlich“ (griechische, chinesische u. a. Tradition) oder eher heilsgeschichtlich (je nach Ferne von bzw. Nähe zu Gott – jüdische Tradition; Paulus) zu deuten ist oder ob beides zusammennehmen ist (nach Thomas von Aquins Kompromißdeutung, die für die katholische Kirche bis heute einen „Vorbildcharak-

ter“ hat), ob Geist oder Seele in diesem Übergang – von der Individuierung in und durch Raum und Zeit erlöst – ihre eigentliche „Freiheit“ finden und so das „eigentliche“, „ursprüngliche“ Leben durch den Tod erst möglich wird –: all das, d. h. die ganze, überreiche philosophisch-theologische Tradition der Todesdeutungen bleibt gleichsam vor der sprachlichen Gestaltung stehen, die sich auf die Grundkonstellation beschränkt: diese Welt – jene Welt – Gott als Herrscher über beide Welten und als „Vater“ „des“ Menschen, der von ihm „gerufen“ wird, so wie er von ihm in „diese“ Welt gesandt oder entlassen wurde. Nicht einmal von einem „eigentlichen Leben“, von einer „wahren Welt“, von einem „Zuhause der Seele“ o. ä. ist die Rede. Mit dieser Beschränkung aber bleibt die Idiomatik des Todes bei dem Wesenskern dieser breiten Tradition – deren verwirrende Deutungsversuche man durchaus auch als eine „Flucht“ in das „Denken des Un-Denkbaren“ deuten kann – stehen: „Daß die menschliche Existenz mit dem Tod unwiederbringlich zu Ende gehen könne, ist ein kulturgeschichtlich später Gedanke, der erstmals im „Gilgamesch“-Epos seinen Ausdruck findet. In den meisten archaischen, europäischen und außereuropäischen Kulturen wird der Tod nicht als Ende der Existenz, sondern als Übergang in eine andere Seinsform verstanden und mit der Idee der Reinkarnation in Verbindung gebracht, die man in den Philosophien und Religionen Indiens und der Kosmologie nordamerikanischer Indianerkulturen, der platonischen und neuplatonischen Philosophie, der Orphik und anderen Mysterienreligionen des alten Griechenland ebenso findet wie im frühen Christentum oder im Hinduismus und Buddhismus. Die gängigsten Begriffe für den Tod sind darum Metaphern des Übergangs, der Wanderung oder der Reise, der Befreiung oder des Abschiednehmens, des Schlafs, der Krankheit.“⁷

Hier ist das (allgemein-) deutende Bild die entscheidende Grundlage der Synonymie. In den meisten übrigen Einheiten aber ist die eigentliche Grundlage – als Hintergrund und Präsupposition – der alles Lebendige umspannende und von jedem Lebewesen spontan verstandene „Ausdruck“ (vom Ende) des Lebens; der Grund bzw. die Präsupposition für die, wie wir sahen, unterschiedlich fundierte „Meinung“ des (intentionalen) Sprachzeichens.

⁶ dazu unten Kap. D, I sowie D, II, III und die abschließenden Ausführungen dieser Arbeit.

⁷ HWPPh, 10, S. 1227

Noch hier also vermittelt das bildhafte idiomatische Sprachzeichen Bedeutung; nicht aber „gibt“ es Deutung.

Wie stark die Sprecherhaltung⁸ gerade in diesem Wortfeld die Bedeutung der idiomatischen Ausdrücke prägt, belegen auch die zahlreichen Drohformen mit *wenn ...*, *dann...*+ Ausdruck einer derben Form des Tötens. Welche Todesart in diesen Floskeln beispielhaft (dynamische Synekdoche) herangezogen wird, ist sekundär; es ist eine Frage der Norm, die auf den Kern des Bedeutungsinhalts keinen Einfluß hat. Vgl. dazu die Gruppe **Cb 16. 29** und **Cb 16. 28(4, 5, 6)**.

Von der Todesart und ihrer bildhaft vermittelten Wirkung auf Sprecher und/oder Hörer abgesehen sind die Einheiten synonym, Beispiele für identisch Gemeintes (Synekdoche).

5. Die größte Synonymgruppe mit der Bedeutung „tot“ gibt die Folgen an (Metonymie), die das Totsein mit sich bringt; von ihnen gehören insbesondere **Ba 5. 8** (5, 6, 7, 8, 9) und **Ba 5.7** (3, 4, 5, 6, 7) in unseren Zusammenhang.

Die ersten wandeln den Begriff „Erde“ ab und fügen das Bild des Anschauens der „Radieschen von unten“ als witzige Pointe hinzu; die zweite wandelt biologische Erscheinungen ab. – Selbstverständlich ist die Bandbreite der Folgewirkungen, die als Beispiele fungieren können, beliebig groß, so daß auch „X, Y zahlen keine Steuern mehr“ u. ä. zum Ausdruck von „X, Y sind tot“ dienen können.⁹ Die Idiomatisierung solcher Folgen auf der Ebene der „langue“ setzt allerdings die sog. Lexikalisierung voraus; ohne eine solche Lexikalisierung sind derartige Äußerungen nur in solchen Kontexten semantisch eindeutig, aus denen die Folgebedeutung „X, Y sind tot“ zweifelsfrei hervorgeht.

Ba 2.16 (2) *hops gehen* und **Ba 5.7 (2)** *hops sein* mit der Bedeutung „sterben“ bzw. „tot sein“ erscheinen auch in **Ac 11** („ganz – kaputt“), **10 (5)** und **Ac 11.21 (2)** mit der Bedeutung „kaputt gehen“ bzw.

„kaputt sein“. Die Bedeutungsnahe von „kaputt“ und „tot“ – „lebensunfähig/erstarrt“ wird uns auch im Wortfeld „schlagen/Schlag“ deutlich werden.

Hält man sich die Synonymgruppen **Ac 11. 10, 15** und **21** als ganze vor Augen, fällt einmal die Diversifizierung einer (formalen) Struktur – oder einer Konstruktionsformel -: *in ... gehen* – auf – je nach den Dingen, die „kaputt gehen“ bzw. „kaputt sind“ (dabei drückt **21** den Aspekt „fertig“, „vollendet“ in bezug zu der Bedeutung der Einheiten **10** und **15** aus („Perspektivierung“¹⁰)), zum andern, wie eine Rahmenvorstellung – |*in ... gehen*| – |kaputt gehen| – zu Einzelbildern variiert bzw. spezifiziert wird. Dabei sind bei **15** die Varianten („Bruch“ – „Scherben“ – „Trümmer“) je nach zerborstenem „Ding“ evident, während die Zusammenhänge bei **10** („Brüche“ – „Binsen“ – „Wicken“) durch das Verblässen der Bildbedeutung mancher Einheiten (was sind hier z. B. „die Wicken“ und warum bedeutet „in die Binsen gehen“ „kaputt gehen“) verdunkelt wird. (Den strukturell dunklen Phrasemen stehen bekanntlich die aus historischen Gründen dunklen Idioms zur Seite).

Was „im Eimer ist“, wirft man in der Regel weg oder schüttet es aus (usuelle Folge); in zahlreichen Fällen handelt es sich um Abfall, d. h. „gestaltlose“ und in diesem Sinn „kaputte“ Dinge. Wir haben also im Schritt von der Bild- zur Sprachbedeutung ein Ursache-Folgeverhältnis. Auch *im Arsch sein* beruht natürlich auf einer Metonymie der Ursache – oder der Folge (je nach Perspektive).

Der Teufel – „Herr der Finsternis“, Symbol des Bösen – ist zugleich der „Sachwalter“ der Hölle, in die zu kommen das größte Unheil bedeutet, das einem (Christen-) Menschen widerfahren kann. *Zum Teufel gehen* – *geh' zum Teufel* – *zum Teufel mit...* u. a. Einheiten sind daher in ihrer Bedeutung offensichtlich (Symbol). Ebenso wie die euphemistischen Paralleleinheiten mit *Kuckuck* – der bekanntlich als Tabu für „Teufel“ eintritt. – Sieht man von diesem Tabu ab, sind die Einheiten bedeutungsgleich – zumal auch der Teufel und sein Wirken heute kaum noch „real“ aufgefaßt wird.

Im Wortfeld **Ac 12** („zerstören/kaputtschlagen“) haben wir in den Gruppen **1** und besonders **2** – neben **4** und **5** – für „kaputt machen“ als Grundlage nicht nur eine Rahmenvorstellung, sondern ein völlig transparentes Bild: „in Stücke“ bzw. „dem

⁸ Vgl. hierzu die sprechaktrestringierten Idioms Kap. B, II.

⁹ Vgl. dazu Piirainen, E. (2002), in Piirainen, I. T. (Hrsg) (2002), S. 213ff.

¹⁰ In der Einführung in die *Deutsche Idiomatik* habe ich diesen Begriff anhand von Idioms mit *Spiel* näher ausgeführt.

Erdboden flachgemacht – platt-gewalzt/...“; das variiert bzw. ausdifferenziert wird nach den Modalitäten des Kaputt-Machens bzw. Platt-Werdens. Die vieldiskutierte Invarianz von Bildspender und Bildempfänger bzw. Ausgangs- und Zielbereich der Übertragung¹¹ wurzelt, wie ein Vergleich dieser Synonymgruppen belegt, bald in einer ziemlich allgemeinen Idee oder Vorstellung – die nicht selten eher zu ahnen als deutlich anzugeben ist –, bald in eindeutigen Bildern, wobei es mannigfache Zwischen- bzw. Übergangsformen gibt. Auch das trägt im übrigen zu dem in der Feldforschung immer wieder gemachten Eindruck bei, sich „immer wieder“ in „einem vertrauten Rahmen“, doch nur selten in „eindeutigen Bedeutungsrelationen“ zu bewegen. Hält man sich die Dynamik des von einem Zentrum aus ausstrahlenden „Lichtbündels“ eines Bildes vor Augen – Strahlungen, die für den begrifflich-rational operierenden „Verstand“ sehr häufig viel zu fein und komplex sind und die sich daher nur intuitiv fassen lassen –, dann ist der Übergang von undeutlichen Ideen über dunkle Bilder zu deutlichen Bildern und begrifflich analysierbaren Konstellationen als Basis der Invarianz völlig plausibel.

Zum Abschluß noch eine Bemerkung zu *auf den Tod*, *tot-*, *tot-*, *sterbens-*, *zu Tode* und *tödlich* als Teile eines Wortes, Konstituenten eines idiomatischen Ausdrucks und Adverben bzw. Partikel, unter der Perspektive der Synonymität und der Übertragung.

Man halte nebeneinander:

- jn auf den* *verletzen*
- *verwunden*

- zu Tode* *kommen*
- *fallen*
- *stürzen*
- sich* *hungern*

- jn* *foltern*
- *martern*
- *prügeln*
- *schlagen*
- jn/ein Tier* *quälen*
-*Reh/* *hetzen*
- sich* *saufen*
- *schinden*

Während man die Phraseme mit *auf den Tod* eher konkret auffassen wird und *tödlich* ohne einen externen Kontext sowohl konkret als übertragen verstanden werden kann, haben wir bei den Einhei-

ten mit *zu Tode* einen Übergang von der konkreten zur übertragenen Bedeutung; man halte nebeneinander:

- sich zu Tode schinden(?)* – ... *arbeiten(?)* – ...*saufen*

- jn zu Tode* *verletzen(?)* – *jn tödlich* *verletzen*
- *verwunden(?)*
- *beleidigen*

- sich* *ärgern*
- *schämen*
- *langweilen* – *todlangweilig sein*

- *erschrocken* – *tödlich erschrocken*
- *betrübt*

Hat das Verb eine konkrete Bedeutung, ist die Gesamtbedeutung je nach externem Kontext verschieden; drückt das Verb ein psychisches Moment aus, ist die Bedeutung der gesamten Einheit eher übertragen. Doch selbst eine solche Differenzierung trifft keineswegs alle Fälle:

- sich* *frieren*
- *grämen*
- Todesqualen* *ausstehen*

Dagegen sind

- sich zum Sterben langweilen* – *sich zu Tode langweilen*
- zum Sterben langweilig sein* – *todlangweilig sein*
- zum Sterben müde sein* – *todmüde sein*

- zum Sterben verurteilt sein* – *ein Mann des Todes sein*

- sterbens krank/-langweilig/-matt/...* – *todkrank/-langweilig/-matt/...*

eindeutig in der Desambiguierung; die Bedeutung des Determinatum selegiert die des Determinans.

Eindeutig ist ebenfalls die Bedeutung der „Partikel“: sie drücken den höchsten Grad aus. Der Tod als ein „extremes Geschehen“ wird „funktionalisiert“ zum Ausdruck des „extremen Grades“ – wie man präziser zu formulieren hat; denn die Bedeutung ist nicht „völlig“, d. h. der „absolut höchste Grad – „geschlossene Größe (mit Grenzen)“, sondern „äußerst“, „derart viel, daß man kein Ende absieht, keine Grenze erkennt!“ – d. h. als „offene

¹¹ Vgl. dazu u. a. Lakoff, G. (1993a), in Ortony (Hrsg.), (1993), S. 202ff. – Der Begriff ist immer wieder diskutiert worden. – Ich komme darauf zum Abschluß dieser Arbeit nochmal zurück.

¹² Dazu näher Schemann (2003), Kap. II, 2.

Größe¹². – Es scheint, daß alle daraufhin analysierten Sprachen die Tendenz haben, u. a. von den Lexemen für „sterben“, „tot“, „Tod“ aus diesen Grad zu entwickeln. – Demgegenüber sind die in ganz speziellen Kontexten zu beobachtenden Nuancen zwischen *zu Tode*, *tot-*, *sterbens-* usw. relativ irrelevant.

Die Funktionalisierung zeigt sich u. a. auch darin, daß die syntaktische Zuordnung des Ausdrucks des extremen Grades nicht immer eindeutig ist. Beispielsweise bei *jn bis in den Tod hassen?* Worauf bezieht sich *bis in den Tod*? Auf den, der haßt, oder auf den, der gehaßt wird? Bedeutet diese adverbiale „locution“ (übertragen von einer „Bewegung bis zum Maximum“ ins Modale): „jn hassen, „solange er noch lebt/nach einen Funken Leben hat“, dh. er kann sterbenskrank, todgeweiht sein – der Haß verlöscht nicht? – Oder: Der Hassende haßt, „solange noch ein Funken Leben in ihm steckt“? Man sieht: die Bildbedeutung ist synchronisch gar nicht präzise auszumachen. Und trotzdem funktioniert sie: denn was ausgedrückt werden soll – durch das ins Modale gewandte Bewegungsbild – ist: „ein Maximum an Haß“, der „extreme Haß“. Der Ausdruck des extremen Grades hängt also nicht von der syntaktischen Zuordnung zum Subjekt oder zum Objekt (oder zu beiden) ab.

Sowohl in konkreter Bedeutung wie als Ausdruck des extremen Grades sind alle diese „Partikel“ ohne Einschränkung synonym.

II. Schlag / schlagen

1. Jeder weiß – oder glaubt zu wissen –, was konkr. *schlagen* ist; „an sich“ scheint dies Stichwort daher kaum Probleme aufzuwerfen.

Bei den meisten Synonymgruppen geht es in der Tat um „Formen“ des konkreten Schlagens – doch bezogen auf den Menschen, der „Schläge bekommt“, wie es der ambivalente Ausdruck („nor-

male Schläge“ versus „Prügel“ – „Schläge“, als ‚Strafe‘ oder ‚Strafaktion‘) so plastisch formuliert. „Jemanden – in aller Regel: heftig, kräftig, nicht selten geradezu ‚gewalttätig‘ – mit Schlägen traktieren“ bzw. „jemandem einen heftigen/... Schlag verpassen“ ist der fast allen Synonymgruppen gemeinsame semantische Kern („Idee“). Als Ausdruckselement dieser Bedeutung ist *schlagen* idiomatisch-synonymisch wirklich „fruchtbar“ – wenn sich, wie wir sehen werden, der Reichtum der Synymbildungen mit *schlagen/Schlag* auch nicht auf diese Bedeutung beschränken läßt.

C 26. 11 (2, 3, 4) geben die Kernbedeutung dadurch wieder, daß sie die Wirkung der *Schläge* (Metonymie) mehr oder weniger drastisch oder/und fiktiv¹³ ausdrücken. Dabei fällt auf, daß die Floskeln, die die Wirkungen thematisieren, nicht auf diese Einheiten beschränkt sind. ... *aus dem Anzug* ... (2) erscheint u. a. als Bildkern einer idiomatisch-lexematisch auch anders formulierten Drohung – in Sätzen wie: *Paß bloß auf, mein Lieber! Noch ein Wort, und du stehst im Hemd da!*¹⁴ Auch das hier behandelte Phrasem dürfte im übrigen vor allem in Drohungen gebraucht werden. – ... *daß die Fetzen fliegen* findet sich auch in Verbindung mit Wut – ausbrüchen, deren sprachliche Wiedergabe u. a. als Strafaktion oder Androhung einer Strafaktion fungieren: *jn/eine Klasse/eine Abteilung/... zusammen-stauchen/zusammen-scheißen/... , daß... (Wenn das noch mal vorkommt/..., dann.../...)*. – Und die Formel *den Himmel für eine Baßgeige ansehen* unterstreicht auch den höchsten Grad der Trunkenheit („*Er war derart voll, daß...*“) und u. U. auch den von Schmerzen (vergleichbar dem *Sterne sehen vor...*)¹⁵

Die Einheiten sind also in ihrem Kontextbezug, im Ausdruck des Sprechakts und auch in ihrem stilistischen „Niveau“ nicht identisch. Doch ganz gleich, ob sie eher an der inneren oder äußeren Wirkung (der Schläge) bei der betroffenen Person ansetzen oder stärker auf eine ganze Situation abzielen: der höchste Grad des „Einprügelns auf“ wird von allen gleich ausgedrückt.

Bei 6 geht es um einen *Schlag* – der auch durch *Hieb* oder *Streich* bzw. ... *eins überziehen* wiedergegeben wird. All diese Alternativen sind heute seltener und wirken wohl (u. a. dadurch) entkonkretisierter und gewählter. Davon abgesehen, dürfte es indessen kaum semantische Differenzen geben.

¹³ Ich verwende den Terminus „fiktiv“, um anzudeuten, daß der „Inhalt“ des entsprechenden Bildes oder der entsprechenden Bildbedeutung „in unserer Welt“, d. h. realiter nicht möglich ist; vgl. „Fiktion“, „fiktionale Literatur“ usw.

¹⁴ Vgl. die Einheiten mit *Hemd* und den idiomatischen Symbolwert dieses Kleidungsstücks.

¹⁵ Vgl. auch *den Himmel für einen Dudelsack ansehen*.

Hingewiesen sei auf die Konstituenten *verpassen*, *versetzen* oder auch *verabreichen* (Konstituentenvariation¹⁶), die im Wortfeld *schlagen* je nach lexematischer Besetzung bald gemeinsam, bald einzeln – und in zahlreichen Fällen auch gar nicht – eingesetzt werden können, doch alle drei gerade in diesem Feld zu Hause sind, geben sie doch die Haltung des Sprechers, der das Geschehen mit einer Art ironisch-drastischem Genuß schildert, sehr plastisch wieder.

Bei 9 lassen sich zwei Untergruppen unterscheiden: *jm das Fell/die Schwarte/das Leder gerben* und *jm den Buckel/die Jacke/die Hucke/den Frack vollhauen*.

2. Die Gesetzmäßigkeiten, die der Synonymie hier zugrunde liegen, sind:

1. eine Metonymie der Folge des Ganzen („hinauslaufen auf“): {*jm ... gerben/... vollhauen*} Meton. d. Folge;
2. gleiche Strukturen;
3. a) metonymisch oder/und metaphorisch zu interpretierende Angleichung der Bedeutungen von *Fell* (eigentlich von Tieren)/*Leder* (aus Haut gemachtes Material, das gegerbt wird)/*Schwarte* (zwar auch für die menschliche Haut, doch eher für die von Tieren, bes. von Schweinen) bzw. b) Angleichung von *Buckel* (eigentlich „gekrümmter Rücken“)/*Hucke* (eigentlich „Lastkorb, den man auf dem Rücken schleppt“)/*Jacke/Frack* (beide Male steht das Kleidungsstück für den einschlägigen Körperteil);
4. {*Fell/... gerben*}: Metapher (Konstituentenmetapher);
5. ...voll – *schlagen/-hauen*: Maß: „vollständig“, „total“; Grenzwert¹⁷;
6. das, was von einem Körperteil ausgesagt wird, gilt für den „Träger“ (des (ganzen) Körpers), der im Dativ der Betroffenheit (*jm*) erscheint.

All diese Züge: Zusammenspiel der Figuren¹⁸, Qualifizierung u.ä. eines Körperteils als „Ausdruck“ der Qualifizierung der Person, ein Kleidungsstück in der Funktion „seines“ Körperteils, Hyperbolik anhand von Maßbegriffen, die als Grenzwert fungieren (*leer, voll, tief* (→ zutiefst), hoch (→ höchst) usw. gehören zu den Standardprozeduren der Idiomatik, die den gesamten Idiombestand durchziehen

Ein Teil der skizzierten Modifikationszüge kehrt in 17 wieder: *Kopf/Haupt* – Metapher (des Kernglieds): *Birne, Nuß, Rübe* (Obst bzw. Gemüse mit der „gleichen“ Form), *Ballon* (Spiel- oder Flugkörper mit der „gleichen“ Form), *Haube* (Kleidungsstück für den Kopf). – Dann 21: *Balg*: „Haut“, „Fell“, „Körper“ – abwertend; 25: *Schädel*. – Die Einheitlichkeit des Konstruktionsmusters ist hier noch mächtiger als in 9: *jm eins/(eine) auf ... geben* – bekanntlich ein äußerst häufiges Muster¹⁹.

7. Hinzu kommt die Symbolik der Gestik: „von oben auf jemanden einschlagen – und zwar auf sein Denk-, Willens- und Gefühlszentrum, auf das, was seine ‚Würde als Mensch‘ ausmacht“; man kann den Ausdrucks- oder Symbolwert dieses Schlages mit „jn ducken“ umschreiben (vgl. dazu u. a. *jn/ganze Landstriche/... „nieder – machen/walzen/treten/ schlagen/...“*).
8. Aufgrund des starken Ausdruckswerts der Geste (7) kann dann in den Phrasemen der Körperteil auch ganz weggelassen werden; so in 17 (1, 2). – Entsprechendes findet sich – mannigfaltig – mit anderen Partikeln (*dran-, drin-* usw.)
9. Dasselbe Konstruktionsmuster kehrt auch in (24) wieder – wobei als Alternative zu *eins* statt der maskulinen Form *einen* die feminine *eine* tritt. – *Eins, eine, einen* alterniert bekanntlich in äußerst vielen idiomatischen Ausdrücken.
10. Für Mund treten – wie in zahllosen anderen Idioms auch – in 24 die geläufigen Bezeichnungen für den „Mund“ von Tieren ein. – Der Ausdruck menschlicher Organe, Haltungen, Tätigkeiten usw. durch die „entsprechenden“ von Tieren gehört in allen möglichen Zusammenhängen, Gattungen, Situationen usw. seit jeher zum Standartrepertoire der sog. „Stilistik“.²⁰ – Dazu kommt für *Mund* das beliebte *Klappe* – eigentlich die Bezeichnung für einen Gegenstand, mit dem man eine Öffnung schließt (also eine Metonymie: „Mittel zu“).

¹⁶ Vgl. unten Kap. V, 3, b.

¹⁷ Vgl. dazu unten Kap. V, 3, b und Schemann (2003), Kap. II.

¹⁸ Im einzelnen gezeigt in Schemann, Einführung in die *Deutsche Idiomatik*; anhand des Portugiesischen in aller Ausführlichkeit diskutiert in Schemann (1983).

¹⁹ Vgl. unten Kap. II, 3 und Schemann (2003), S. 102ff.

²⁰ Vgl. unser Kap. zum Vergleich.

Sieht man von leichten Unterschieden in der Stil-schicht (*Kopf-Birne* usw. bzw. *Mund – Schnabel* usw.) ab, scheint mir die Synonymik aller Idioms von 9 (unterteilt nach den beiden unterschiedenen Gruppen), 17 und 24 total zu sein; ich sehe keine Kontexte, in denen die Bedeutungen – auch nur in Nuancen – voneinander abweichen könnten – wobei selbstverständlich von den Fällen abgesehen wird, in denen ein Sprecher oder Autor durch einen lexematisch ganz spezifisch gestalteten Kontext die wörtlichen Bedeutungen der idiomatisch abgewandelten aktualisiert und so mit der Relation wörtliche – idiomatische Bedeutung spielt. Das gehört zu den beliebtesten Formen des Sprachspiels mit den Idioms.

11. Im übrigen zeigen insbesondere 9 und 17 sehr anschaulich, daß die sog. idiomatische Bedeutung äußerst häufig gerade die Bedeutung ist, die primär relevant ist und die vom Sprecher zunächst intendiert und vom Hörer zunächst wahrgenommen wird. Lexeme, die Organe und andere Erscheinungen bezeichnen, die als Ausdrucksphänomen der Natur bzw. von Lebewesen (und teilweise sogar noch von Pflanzen) fungieren, werden zuerst als dieses Ausdrucksphänomen wahrgenommen und „verstanden“ und erst danach – wenn überhaupt – als „objektiver Gegenstand“. Ja, wie die Entwicklungspsychologie, die Anthropologie (und Ethnologie) und die Geschichte der Biologie haben zeigen können, hat der Mensch als Gattungswesen äußerst lange Zeiträume hindurch (durch „Ent-täuschung“) lernen müssen, daß nicht alle „Dinge“ der natürlichen „Welt“ „lebendige Wesen“ sind, daß es also so etwas wie ein „totes Ding“ gibt; muß das Kind das noch heute – mehr oder weniger mühselig – lernen; fassen die sog. Naturvölker bis in die jüngste Gegenwart zahllose Erscheinungen als „lebendig“ bzw. in Kategorien des Lebens auf, die für den sog. zivilisierten Menschen zu den „toten Dingen“ gehören, die er nach der „Naturkausalität“ erklärt – insbesondere nach der „Revolution“ der wissenschaftlichen Methodologie durch Galilei; und zeigt die Geschichte der Biologie noch deutlicher als die der Physik, durch welche Entwicklungsphasen der abendländische Mensch in dieser Frage gegangen ist. – Unsere Angaben zu den Figuren als Übertragungsmodalitäten sind also in prinzipieller Hinsicht als Beschreibungsmodalitäten und nicht als Angaben zum realen Ausdrucks- und Verstehensakt zu lesen.

Unabhängig von diesen allgemeinen anthropo-

logischen Gesetzmäßigkeiten gilt natürlich, daß unsere Wahrnehmungen je nach sprachlichem und vor allem nicht-sprachlichem Kontext selektiert werden. Primär nehmen wir wahr, was biologisch für uns „von Interesse ist“, danach, was in anderer Hinsicht „Interesse“ weckt. Gewöhnung, „Dressur“, Erziehung und Selbsterziehung mögen an dieser Grundlage dies oder jenes ändern, im ganzen scheint sich die Struktur indessen zu erhalten.

Die Idiomatik – und hier primär die Metonymie – unterstreicht diese Phänomene in der Sprache wie wohl keine andere linguistische Erscheinung; ja, sie beruht zu einem Teil geradezu auf diesen das Lebendige vom Toten scheidenden Grundphänomenen.

Die Qualifizierungen in 12 (*krumm und lahm, grün und blau*), 13 (... *ein-schlagen*), 14 (*zusammen-schlagen*), 15 (*zu Brei/Frikassee ...*), 16 (*krankenhausreif/...*) sind – wie zig andere Formulierungen in der Idiomatik – natürlich nicht unbedingt wörtlich und schon gar nicht „zu wörtlich“ zu nehmen. So wie die Alternative „als Ausdruck für“ – „rein objektiv“ entspricht auch die zwischen „wörtlich“ und „nicht-wörtlich/übertragen“ keineswegs dem sich realiter vollziehenden Aktualisierungs-, Verstehens- und Kommunikationsprozeß: das wörtlich Gesagte dient in jedem dieser Prozesse als Vehikel des Gemeinten und wird als solches in der Regel erst dem reflektierenden Akt – d. h. besonders dem Wissenschaftler – bewußt, der den Grundlagen solcher Prozesse auf die Spur zu kommen sucht. Doch ist eine wissenschaftliche oder quasi-wissenschaftliche Einstellung eine sekundäre Einstellung, die, macht man sie fälschlich zur primären, das Verständnis von solchen Abläufen schon im Ansatz (methodologisch) verfälscht.

Die Gruppen 35-48 illustrieren das von mir „Perspektive“ genannte Phänomen: *A gibt/verpaßt/... B C; B bekommt/kriegt C/(kriegt C gelangt/(fängt sich C)*. Die eingeklammerten Versionen sind bei weitem restringierter. Doch selbst *bekommen* und *kriegen* funktionieren keineswegs immer: Vgl.

jm das Leder gerben: nicht: → **das Leder gegerbt kriegen*

jm einen Schlag versetzen: nicht: **einen Schlag kriegen (andere Bedeutung!; s. unten)*.

Selbst bei Regularitäten, die durchweg gelten, gibt

es immer wieder Ausnahmen. Oft lassen sie sich begründen – wie in dem letzten Fall durch die übertragene Bedeutung von *Schlag* in dem Idiom *einen Schlag kriegen* –, doch keinesweg immer.

3. Das Konstruktionsmuster, das in der gesamten deutschen Idiomatik zu den meisten Varianten mit identischer Bedeutung, d. h. zu der größten Gruppe totaler idiomatischer Synonyme geführt hat, dokumentiert 29:

jm eine/ein paar + Verb

Ich habe es in meinem Kontextbuch ausführlich kommentiert und nehme das dort Gesagte hier wieder auf. – Die Einheiten unterscheiden sich lediglich durch das unterschiedliche Verb, das die *Bewegung des Schlagenden* wiedergibt (*herunter-hauen/-langen*), mehr oder weniger treffend – und gern hyperbolisch – die *Begleiterscheinungen des Schlages* ausdrückt (*kleben, kleistern, schmieren, wischen*), den *Höreffekt des Schlages* hervorhebt (*knallen, zischen, zwitschern*) oder an der *Wirkung beim Geschlagenen* ansetzt (*feuern, pfeffern* – eine Ohrfeige „brennt“ „wie Pfeffer“/„Feuer“). Es handelt sich also um Metonymien (der Wirkung, des Zeichens usw.), wobei sich indessen die spezifische Form der Metonymie in vielen Fällen nicht eindeutig („klassifikatorisch“) angeben läßt²¹.

Die Ohrfeige wird also durch ein Element ausgedrückt, das mit ihr in einem raumzeitlichen Zusammenhang steht.

Der Oberbegriff zu Ohrfeige ist „Schlag“. Beziehen wir die angegebene metonymische Relation in eine Definition mit ein, die vom Oberbegriff ausgeht, ergibt sich:

Eine Ohrfeige

ist ein Schlag:	Oberbegriff
zu dem es gehört:	raumzeitlicher Zusammenhang
zu brennen/kleben/schmieren/...:	spezifische Formen der Metonymie.

Wie man sofort sieht, haben die Verben, die die „metonymischen Elemente“ der Ohrfeige angeben, in dieser Funktion eine Bedeutung, die in den meisten Fällen von ihrer „normalen“ Bedeutung abweicht. Das „Brennen“ vom Stroh etwa ist etwas anderes als das einer Ohrfeige; das „Kleben“ von

Papier etwas anderes als das „Kleben“ der „Hand an der Backe“ usw. Wir haben also Bedeutungsmodifikationen – in der Regel metaphorischer und/oder hyperbolischer Art –, die zu der metonymischen Relation hinzukommen. Genauer: *die Metonymie* und diese Bedeutungsmodifikation – meist handelt es sich um eine Metapher – sind untrennbar miteinander verwoben: indem ein mit dem infragestehenden X („Ohrfeige“) im raumzeitlichen Zusammenhang stehendes Element Y („kleben“/„schmieren“/...) dieses X ausdrückt – Metonymie –, nimmt das entsprechende Verb (kleben/schmieren/...) eine – eben in diesem spezifischen (raumzeitlichen) Kontext verlangte – neue Bedeutung an (Metapher). Wir haben also – wie so häufig – eine Überlappung der Figuren oder Figurenkontamination.

Das den Oberbegriff – „Schlag“ – zur „Ohrfeige“ spezifizierende Element ist also ein metonymisch-metaphorisch gebrauchtes Verb, das nur in diesem spezifischen Kontext diese spezifische Bedeutung hat. Das heißt: es wird im strengen – logischen – Sinn gar kein „Spezificum“ angegeben – nicht „erklärt“ oder „be-deutet“; es wird von einem Y aus auf das infragestehende X hin-gedeutet; oder es wird der „Oberbegriff“ – der „Schlag“ – im Bild eines Elements, das mit ihm raumzeitlich zusammenhängt (kleben/schmieren/...) zu dem gemeinten Unterbegriff – „Ohrfeige“ – modifiziert.

Mit dieser die Ohrfeige nicht be-deutenden, aber an-deutenden Funktion der Verben hängt es zusammen, daß die Einheiten als ganze nicht wohlgeformt sind und man nicht paraphrasieren kann: **jm. eine Ohrfeige kleben/schmieren/...*; das wäre gleichsam doppelt gemoppelt: zunächst würde das „Ohrfeigen“ direkt ausgedrückt (*Ohrfeige*), und dann zusätzlich im Bild, indirekt (*kleben/schmieren/...*). Es handelt sich also bei der Struktur *jm. eine – knallen/... nicht um eine Ellipse*, obwohl es oberflächenstrukturell so aussieht; denn das Substantiv fehlt nicht; es wird durch seine metonymisch-metaphorischen Substitute (mit) vertreten.

Fügt man diese Ausdrücke nun in eine konkrete Äußerung ein – etwa: *Der Gerd war geradezu außer sich vor Wut! Der hat dem Anton links und rechts eine geknallt, da war alles dran...* – und fragt, was dabei vorausgesetzt wird und wie das

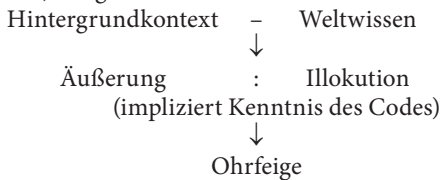
²¹ Eine Schwierigkeit, die einer objektsprachlich präzisen Fassung der Figuren geradezu konstitutiv im Wege steht.

Zusammenspiel dieser Voraussetzungen aussieht, ergibt sich folgende Aufbauordnung:

aa) Zunächst wird wie bei jeder Metonymie die Kenntnis des raumzeitlich Zusammengehörenden – d.h. das entsprechende Weltwissen – vorausgesetzt. Sprecher und Hörer wissen, was eine Ohrfeige ist; ihnen ist klar, daß der Schlag, der sie „realisiert“, „knallt“/„klebt“/„schmiert“/... – bzw. den „Eindruck macht“ (*Fiktion!) zu „kleben“, zu „schmieren“...

bb) Die Illokution des Sprechers – Wiedergabe von „Gerds Ohrfeigen“ – ist vom Hörer aufgrund der (gesamten) Äußerung (und möglicherweise ihres weiteren Kontexts) „verstanden“ worden; das heißt, ausgeschlossen werden andere Handlungen, die „knallen“, „kleben“, „schmieren“... – Handlungen, die ohne „Schlagen“ oder in andersartigem Schlagen realisiert werden.

cc) insgesamt also:



„Schlag“	Oberbegriff – „allgemeines Sem“
der: „knallt“/„klebt“/„schmiert“	spezifizierende Seme

Angleichung von: „knallen“ = „kleben“ = „schmieren“ = ...

d.h.: Unterschiede, die in anderen Kontexten bestehen, werden aufgehoben.

Auf der Grundlage des gegebenen Hintergrundkontextes – des Sprecher und Hörer gemeinsamen Weltwissens – und im Verstehen des mit der Äußerung Gemeinten (und nicht Gesagten!) bedeutet (*jm. eine*) „kleben“/„schmieren“/„knallen“/... „spezifisch schlagen“, d.h. „ohrfeigen“.

Die übliche Erklärung, die mit dem Begriff der Lexikalisierung operiert – „kleben“/... ist in der „langue“ als „ohrfeigen“ lexikalisiert – erklärt den Prozeß „von hinten“, aposteriori: wenn die idiomatischen Ausdrücke *jm. eine kleben*/... im Deutschen einmal vorliegen, mag man sie wie jedes nicht-übertragene, nicht-motivierte Sprachzeichen gebrauchen und verstehen. Die Frage, um die es hier geht, ist aber die Klärung, was diese Lexikalisierung begründet, was sie überhaupt erst möglich macht.

In einer Welt, die keine „Ohrfeigen“ kennt, wird der Sprecher diese Übertragung – dieses Bild – nicht kreieren. Lebt der Sprecher in einer Welt, die Ohrfeigen kennt, der Hörer jedoch nicht, wird dieser einige Mühe haben, die Äußerung zu verstehen.

In einer Situation, in der Illokution und Verstehen des Satzes, von dem wir ausgingen, „Ohrfeigen“ ausschließen oder (höchst) unwahrscheinlich machen, wird der Hörer sein Weltwissen nach anderen möglichen Bedeutungen von „kleben“, „schmieren“... befragen, die mit der „Bedeutung“ der Äußerung kompatibel sind.

Das heißt: Sprecher wie Hörer operieren mit dem Code – der langue – in einer ständigen Bereitschaft, ihn in einem geeigneten nicht-sprachlichen Kontextrahmen zu situieren. – Die Bedingung der Möglichkeit des Ausdrucks unterschiedlichster Illokutionen mithilfe eines (mehr oder weniger) festen Bestandes von langue-Einheiten mit ihren (bereits gegebenen) Bedeutungen ist die Übertragung in ein jeweils anderes Kontextgefüge – und nicht, wie Chomsky und seine Nachfolger annehmen, die Syntax.

Durch die identische sprachinterne, eine relativ große Gruppe von Verben umfassende Struktur – die den Oberbegriff „Schlag“ andeutet – und durch die (ebenfalls) lediglich aufs Andeuten reduzierte lexikalische Funktion der Verben wird selbstverständlich die sog. Lexikalisierung gefördert, die dazu führt, daß die jeweilige sog. „eigentliche“ – oder „ursprüngliche“ – Verbbedeutung – „kleben“, „schmieren“ usw. – in den Ausdrücken nur unter sehr spezifischen Bedingungen aktualisiert werden kann.

Von diesen Zusammenhängen aus läßt sich nun sehr genau definieren, wann und inwieweit bei den einzelnen Ausdrücken totale Synonymität vorliegt:

– immer dann, wenn das „Bild“ seine bildhafte Funktion wahrnimmt – d.h. für etwas anderes steht („kleben“/„schmieren“ (+ Struktur des Ausdrucks) für „Ohrfeige“);

– und immer dann, wenn der Lexikalisierungsprozeß dieser Bilder nicht ad hoc rückgängig gemacht wird.

Anders herum formuliert: nur in den – ganz spezifischen – Fällen, in denen die Verben – *kleben/schmieren*/... – zugleich ihre bildhafte Funktion im Mini-Kontext der Struktur *jm. eine* ... und ihre in einem anderen – „normalen“/„ursprünglichen“ – Kontext (*Papier*/... *kleben*/...) realisierte

Funktion haben oder zumindest auf beide Funktionen zugleich angespielt wird, kommen Bedeutungs-differenzierungen ins Spiel, d. h. liegt keine totale Synonymie vor. – Abgesehen hiervon gibt es bei den verschiedenen Verben noch einige Differenzen in den möglichen Transformationen (Passivbildungen u. ä.), von denen wir hier absehen.

Die Andeutung der Bedeutung einer gegebenen Erscheinung durch ein metaphorisch modifiziertes mit ihr räumlich zusammenhängendes (d. h. metonymisches) Element ist für die Bildung äußerst zahlreicher idiomatischer (und nicht-idiomatischer) Ausdrücke kennzeichnend. Wenn man beispielsweise für *abhauen sich dünnemachen* sagt (Ab 7.9), ist natürlich die Vorstellung leitend, daß man „beim Abhauen ‚dünner wird‘, ‚unsichtbar‘, ‚verschwindet‘, (im doppelten Sinn dieses Lexems für: „abhauen“ und „unsichtbar werden“ – hier ist dieselbe Vorstellung leitend!). – Ganz ähnlich liegen die Dinge bei mehreren anderen Einheiten dieses Wortfelds und bei Hunderten von Ausdrücken im *Synonymwörterbuch*. Es handelt sich also um einen häufigen synonymbildenden Faktor.

Prinzipiell gilt das, was hier zum vorausgesetzten Weltwissen, zur Reaktualisierung des Bildes und zum Zusammenspiel von Metapher, Metonymie und Synekdoche (wie anderer Figuren) und zur spezifischen Bedeutung eines oder mehrerer Lexeme – oft realisiert als Andeutung des Gemeinten – gesagt wird, in der ganzen Idiomatik; einiges davon kam schon in den oben besprochenen Idiogrammgruppen zur Sprache.

4. *Schlagen/Schlag* erscheint nun in der Idiomatik keineswegs ausschließlich mit Bezug auf den Menschen. Nicht selten bilden „konkrete Dinge“ die Referenz und bedeutet *schlagen* in Verbindung mit den übrigen Konstituenten des jeweiligen Idioms „kaputt schlagen“, „kaputtmachen“, „zerstören“. Gute Beispielen geben Ac 12. (1).

Wie die Einheiten zeigen, ist *schlagen* hier synonym mit *hauen* und (sogar) mit *machen*, da die mit den Verben ausgedrückten Tätigkeiten im internen Gesamtkontext auf dasselbe hinauslaufen (Metonymie: Ursache – Wirkung). Ob ich dies oder das zu Kleinholz schlage, haue, es dazu verwandle oder zermalme oder es ganz einfach dazu mache, bleibt sich in dem Ergebnis, um das es hier geht, gleich: die infragestehenden Gegenstände sind zerstört. *Machen* gibt die Tätigkeit in ihrer

allgemeinsten Form an; die übrigen Verben spezifizieren sie bzw. fassen sie unter einer jeweils anderen Perspektive.

„In einem gegebenen Kontext auf dasselbe hinauslaufen“ – eine spezifische Form der Metonymie: „global gesehen, dieselbe Wirkung haben“ – ist eine Grundlage der idiomatischen Synonymie, der, soweit ich sehe, ein stärkeres Gewicht zukommt als jeder anderen. Zudem zeigt sie eine grundlegende Gesetzmäßigkeit der sprachlichen wie der nicht-sprachlichen Kommunikation an: nur was im gegebenen Kontext oder, genereller, in dem, worum es gerade geht, relevant ist, zählt. Alles andere, was hinzukommen mag, ist sekundär, wenn nicht lediglich Hintergrund. Diese Grundregel aller Verständigung belegt nicht nur die zentrale Gricesche Gesprächsmaxime unter einem anderen Aspekt, sondern liegt auch allen Figuren – als dem Verständnis von einem als X Gesagten, doch als Y Gemeintem – zugrunde, denn würde das Verstehen nicht zwischen relevant und irrelevant unterscheiden, würde es gar nicht merken, daß ein bestimmtes Zeichen in einem gegebenen Kontext eine andere Bedeutung hat als in einem anderen; es wären alle Kontexte unter dem Gesichtspunkt „Wortbedeutung stiftend“ für (den Sprecher/Hörer/Dritte) gleich, so daß sich kein Grund ergäbe, nach „objektiven“ Unterschieden zu suchen.

Ein nicht geringer Teil der oben unter CC 26.17 diskutierten Phraseme, die das *Schlagen* gestisch präsentieren, wird – eben aufgrund des allgemeinen Ausdrucksgehalts der Geste – auch als „Tadel“ (ohne reales Schlagen!) gebraucht, wie u. a. Cc 24.8 zeigt.

An Metaphern und Metonymien für *Kopf*, die nach demselben Verfahren wie oben beschrieben, in ihrer Bedeutung angeglichen werden, erscheinen *Dach* und *Deckel* – hinzufügen ließen sich *Dez*, *Wirsing* und andere -, daneben das hier besonders einschlägige Kleidungsstück *Hut*: der Hut ist weniger eine Kopf-Bedeckung, sondern ein „Prachtstück, das dem Kopf seine ‚soziale Würde‘ verleiht“ – oder vielleicht besser (zumindest für die Männer): verlieht²².

Das Schlagen erscheint also hier gleichsam als Umriß einer Geste: schon als „fiktive (geistige/angedeutete) Bewegung“ – es fehlt hier ein Fachter-

²² Daher heißt es im Portugiesischen: *Fulano só tem cabeça para pôr chapéu* – „Dingsbums hat den Kopf nur, um einen Hut draufzusetzen“ → „Dingsbums ist ein Esel“.

minus – ist das „gestische Ducken“ ein Tadel, da es das Wirken des Kopfes als Zeichen der Würde des Menschen – des Denkens, der Vernunft – herabsetzt (Symbolik der Geste als Bedeutungsgehalt).

In eine andere Richtung führt die Entkonkretisierung des „Schlags“ im Psychischen – besonders beim Erstaunen, bei der Verblüffung, beim Schrecken. Gute Beispiele geben **Da 5.3.** oder die verallgemeinernden Einheiten **Da 5.12** und **Da 6.15 (4)**. Natürlicher Ausgangs- oder Angelpunkt all dieser Einheiten ist natürlich der „Blitz-Schlag“. – **Da 7.20** macht daraus ein verallgemeinerndes Bedingungsgefüge: *jn. trifft/denkt, ihn trifft der Schlag, wenn...* Sie belegen zusätzlich, daß der Ausgangspunkt oder Auslöser dieses „psychischen Schlags“ gar nicht gesondert genannt werden kann: das Erstaunen, die Verblüffung, der Schrecken liegt in diesem Schlag gleichsam schon drin; Ursache und Ergebnis scheinen eins. Syntaktisch zeigt sich das darin, daß man lediglich sagen kann: *X Y trifft der Schlag, wenn (er hört/erfährt/sieht/...)* – und nicht: **es trifft X Y der Schlag, wenn...* Die das Geschehen im Ausdruck vermittelnde Emphase verlangt die entsprechende Wortstellung – und zwar nicht nur im Deutschen, sondern auch in anderen Sprachen, die dafür ganz andere Strukturen und Lexeme benutzen²³. Es handelt sich also um eine übereinzelsprachliche Gesetzmäßigkeit. Es geht dabei um die „Ver-nichtung“ des Menschen durch ein tiefes Erstaunen, Verblüffung, Schrecken hervorrufendes Ereignis, das „schlag-artig“ erfolgt.

5. An dieser Stelle hat der Versuch Sinn, nach der Idee „Schlag“ zu fragen. – Wie ich an anderer Stelle anhand von Schopenhauers Entwicklung der Idee des Willens im einzelnen gezeigt habe²⁴, ist hier (im Sinne Schopenhauers) zunächst von allem raum-zeitlich Gebundenem und von aller Kausalität – linguistisch gewandt: von jedem „innerweltlichen“, „immanenten“ Kontext – abzusehen. Noch genauer in Schopenhauers Sinn formuliert müßte es heißen: der „Intelligenz“ oder dem „Geist“ gelingt es überhaupt nur, die „normale“ Gebundenheit, ja Abhängigkeit vom „Willen“ als Trieb- und Richtungsmacht von allem, was

lebt, zu überwinden, wenn der Mensch sich ganz in das Phänomen, um das es geht, vertieft, darin „aufgeht“, sich mit der ideell zu fassenden „Sache“ „identifiziert“, so daß die Spaltung – das Gegenüber – von „Subjekt“ (der „Vorstellung“) und „Objekt“ (d. h. dem vom „Subjekt“ Vorgestellten, dem „Objekt“ als „Gegenüber der Vorstellungskraft“, d. h. dem Phänomen (der Sache)) – „ver-geht“, beides „verschmilzt“. „Methodisch verlangt“ ist also hier ein Versinken – ein „Aufgehen“ – in die erwähnten – und u. U. noch andere – „Momente“ des Phänomens „Schlag“, um in der Verschmelzung zu der Idee vom „Schlag“ zu kommen. – Die erwähnte syntaktische Struktur zum Ausdruck der Emphase und unsere Deutung dieser Struktur scheint Schopenhauer zu bestätigen: die Verblüffung, der Schrecken „ist“ „im“ Schlag – „von außen“ ist an das Phänomen gar nicht heranzukommen, wird es verfehlt.

Wenn Schopenhauer dann seine Idee vom Willen anhand zahlreicher Sprachzeugnisse exemplifiziert, die die „Intention“, die „teleologische Ausrichtung“, die letzte gleichsam dranghaft gegebene „Orientierung“ der verschiedensten Natur-Erscheinungen lexematisch durch „wollen“, „wünschen“, „streben“, „mit Absicht spontan anstreben“ u. ä. ausdrücken²⁵, wäre in unserem Fall auszugehen von:

Konkret: *jm Schläge auf/über ... verpassen*

so daß er tot ist.

Biologisch: *Herz – Schlag;*

psychisch: *jn trifft der Schlag (wenn...) – so daß er (wie) erstarrt ist;*

emotional: der bekannte „coup de foudre“ – der „(blitzartige) Schlag, mit dem Amors Pfeil jemanden trifft“.

Was ist nun all diesen „Schlägen“ – die in allen denkbaren „Bereichen unseres Ichs“ auftreten (können) – gemeinsam, wenn wir uns so an das Phänomen herantasten wollen (und die Interpretation der Syntax auf sich beruhen lassen)? Offenbar eine „gewaltige Bewegung“ – auf einer nicht zu definierenden „materiellen oder nicht-materiellen Grundlage –, die ein X, das sie ‚trifft‘, erstarren, unbeweglich sein, in ihrem ‚Leben‘ vernichtet sein läßt“, d. h. in und durch eine Bewegung, die in einem Moment vom Ausgang bis zum Ziel, gleichsam außerhalb von Zeit und Raum abläuft und jede naturkausale Erklärung außer Kraft zu setzen scheint; die die Lebens-Macht des von ihr Ge-

²³ Vgl. etwa im Portugiesischen die Wendungen mit *dá-lhe um baque!..., se ...*

²⁴ Schemann (2005), Kap. 2, b.

²⁵ In „Über den Willen in der Natur“ das Kap. „Linguistik“.

troffenen still-legt“. – Die Ursache dieser „schlagartigen Bewegung“ liegt bei den Vorgängen in der Natur, im Organischen, im Seelischen, „im“ Geist/... – für den Menschen also im Dunkeln; rationale Erklärungen (etwa beim Blitzschlag, beim Herzschlag usw.) erfassen danach lediglich die physisch-physikalische Seite (analog zum Erfassen des Willens als „Erscheinung“).

Beim konkreten *Schlag* eines Menschen (oder Tieres) durch einen Menschen – von dem wir ausgingen – scheint es auf den ersten Blick anders zu liegen. Doch auf den zweiten Blick erkennt man, daß hier die eigentliche Ursache „Zorn“, „Wut“, der „strafende Gerechtigkeitssinn“ o. ä. ist – der, ins Ideelle verlängert, an den zürnenden, richtenden, den sündigen Menschen vernichtenden Gott des Alten Testaments, an die zürnenden Götter, die Rachegöttinnen – die Erinnyen – und andere metaphysische Mächte der griechischen Mythologie und anderer Mythologien denken läßt.

Für diese Idee sind die vielen idiomatischen Ausdrücke mit *Schlag* symbolische Zeichen, so daß die Bilder und Bildbedeutungen aus jeweils anderer Perspektive und einem jeweils anderen Bereich auf sie verweisen und alle Sprachbedeutungen einzelsprachliche Restriktionen auf der Ebene des Verstandes – der Kausalität – und der jeweils unterschiedlichen einzelsprachlichen Gesetzmäßigkeiten sind, so wie ich das in der Einleitung zur *Deutschen Idiomatik* schematisch skizziert habe.

Der gemeinsame Kern, der all diese Bedeutungen zusammenhält und damit auch den letzten „Grund“ der Synonymbildungen in diesem ganzen Feld bildet, ist diese Idee vom „*Schlag*“, die sich über die Bilder, die Bildbedeutungen und dann die Sprachbedeutungen einzelsprachlich-unterschiedlich ausfaltet.

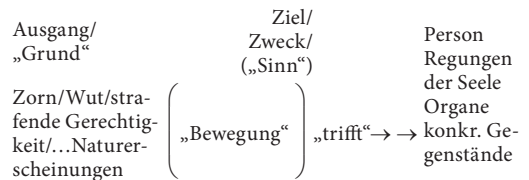
Die Bedingung der Möglichkeit eines intralinguistischen Vergleichs all dieser Ausdrücke sowie ihrer interlinguistischen Übersetzungen liegt daher im intuitiven Verstehen dieser Idee.

Idiomatisch *Schlag* – zu vergleichen beispielsweise mit frz. *coup* oder *frapper* – ist, wie sich zeigt, ein Beleg für den von uns entwickelten Ansatz zu einem vertieften Verständnis vom Sinn „der“ Idiomatik

Die in den Ausdrücken mit *Schlag* wirksamen Konstitutionsfaktoren der Synymbildung sind anhand der weiteren Analyse zu vervollständigen und dann zu einem Faktoren-Bündel zu systematisieren.

Eine lexematisch vollständige Analyse der Manifestationen von „*Schlag*/„*schlagen*“ im Deutschen hätte alle möglichen Strukturen und Verbindungen des Substantivs und des Verbs und dann alle einschlägigen Synonyma (*hauen* usw.) heranzuziehen und zu analysieren. Und sie hätte zudem zu berücksichtigen: zu *Schlag* gehört *treffen* – ein Verb, das ebenfalls, in bezug zu *Schlag*, präzise zu analysieren wäre.

Schematisch lassen sich unsere Überlegungen folgendermaßen andeuten:



III. Erstaunen – Verblüffung – Schrecken

Im *Erstaunen*, in der *Überraschung* und vollends im *Schrecken* ist die Lage für uns „subjektiv geschlossen“, „zu“: wir haben zu ihr keinen (sinnvollen) Zugang mehr. **Da 4**, **Da 5** und **Da 6** malen dies idiomatisch aufs deutlichste aus.

Der allgemeine „Ausdruck“ – gleichsam der Bild-Rahmen – für diese Perspektive ist die Einheit: (*ganz/vielleicht/...*) *blöd aus der Wäsche gucken* – doch nicht als Modus des „Spinnens“, d. h. einer konstitutiv oder okkasionell vorliegenden Narrheit, sondern der „Ver-Blödung“ angesichts einer psychologisch nicht zu bewältigenden Situation. *Wäsche* ist dabei selbstverständlich ein allgemeines Symbol: „Kleidung/Kleidungsstücke (generell) für den (ganzen) Leib, den ‚Leib als solchen‘ – aus dem ‚die Augen‘ – in denen der Leib sich verdichtet – eben ‚ver-blödet in die Welt gucken‘, welche dem ‚Träger dieser Augen‘ nichts mehr sagt, ihn nicht mehr anspricht“.

Da 4. 4-8 und **Da 4**. 10 beziehen diesen „blöden Gesamt-Ausdruck“ speziell auf die Augen und das

Gesicht, **Da 5. 9** und **Da 6. 4** und 5 sowie **Da 6. 21** und 30 auf das Reden. – Aus dem „Sprechen“ – als dem lebendigen sprachlichen „Ausdruck“ – wird das tote Starren, das uns schon in *den Mund (auf-) sperren, ... nicht wieder zu-kriegeln, Mund – sperre* in anderen Bezügen begegnet ist. Auch die Luft-röhre als physiologische Basis für die „Lieferung der Redeenergie“ ist zur phonischen Realisierung von Worten nicht mehr in der Lage.

In diesem Kernbild mit der sich aus der Sache selbst schlüssig ergebenden Bedeutung sind die Einheiten, die die drei angegebenen Gruppen bilden, synonym. Die Idioms geben physiologische Erscheinungen wieder – als „blockierter Lebens-Ausdruck“ –, welche das *Erstarren* bzw. die *Ab-schnürung* des Sprechers darstellen. Und zwar eindringlich, ernst, realistisch.

Demgegenüber liegt **Da 4.8** *Glotzaugen machen* am Rande der Karikatur („Überziehen“ des „Ausdrucks“), ist insofern also stärker als die beiden Synonyma **Da 4.7**; und **Da 4. 4** *Bauklötze staunen* ist eine surrealistische Objektivierung des Glotzens bzw. seines Resultats: das Glotzen findet sein fiktives spiegelbildliches Gegenüber in einer grotesken Welt. Das hebt diese Wendung von den anderen von **Da 4.4-8** ab.

Die im Bildkern synonymen Einheiten von **Da 4.9** unterscheiden sich in der Stilebene (*Mund – Maul*), in der Intensität (*offenstehen bleiben – sperren, – sperre, Mund – Mund und Nase/Ohren – Mund, Nase und Ohren*) und schließlich im Grad der Karikatur: die Ohren aufzusperren gelingt bekanntlich nur besonders Begabten, und bei der Nase wird der „Ausdruck“ der Geste witzig oder drollig. Die Karikatur hat also spöttische, spöttisch – witzige, ja (leicht) satirische Züge.

Die Elemente der Komik setzen zu ihrem adäquaten Verständnis den „Ausdruck“ *erstarren* mit seinem symbolischen Sinn voraus: die Darstellung dieser Phraseeme gewinnt so ihre „stilistische“ Prägnanz.

Da 5. 3, 9, 10, 11 und 12 arbeiten mit dem bereits diskutierten *Schlag*. – **Da 5.7** bezieht das *Erstarren* auf den *Verstand*, wobei *Verstandskasten* als Denk-Organ → „Apparat zum Denken“ das Erstarren durch die Mechanisierung weiter unterstreicht

(Komik; Bergson). Diese Metapher erscheint in der deutschen Idiomatik bekanntlich nicht selten.

Da 5. 6 „drücken“ alle „sprach-los“ „aus“. Dabei wird das angegebene *Erstarren* durch das Versagen anderer Sprech-Mittel (Metonymie: *Zunge, Stimme, Speichel*; vgl. *schlagen* – in Verbindung mit *ver-* – und (zu *schlagen* hier synonym) *lähmen* neben dem bildlosen *wegbleiben*) wiedergegeben. Nicht nur der Bildkern der Darstellung, auch seine lexematische Realisierung ist also sehr einheitlich. Die Gruppe als ganze inszeniert „Variationen über die Lähmung des Sprechens“.

Die Bilder von **Da 6.21** und **Da 6.30** (abgesehen von **Da 6.30** (3, 4), die sich aufs Essen beziehen) sind eindringlicher als die von **Da 4.9**, besonders **Da 6.21**, das als Metonymie des Zeichens auch für „jn töten“ fungieren kann.

Da 6,3 intensiviert durch Aufzählung, und **Da 5.14** (und 15) verallgemeinern und ironisieren (witzig): das ganze Gesicht ver-blödet, wie das „vernunftloser Tiere“ – angesichts der „Natur – Schläge“ par excellence, *Blitz* und *Donner*.

Die Einheiten **Da 5.13** haben eine identische Struktur und einen identischen Bildkern, die zusammen massiv, wenn nicht übertrieben (Hyperbel; als Karikatur) Folgen (Metonymie) der Überraschung, der Verblüffung und des Schreckens angeben: „*j wäre fast ... umgefallen*“. Präsupposition ist das häufig vorliegende: „der Norm nach steht der Mensch ‚aufrecht‘“ („moralistisch“ gesehen; dazu ‚grade‘; vgl. dazu die unten besprochenen Einheiten mit *Kopf*²⁶).

Die Kleidungsstücke *Pantinen* und *Latschen* vertreten die einschlägigen Körperteile (Füße, Beine) ironisch – karikaturhaft, *kippen* (vgl. *umkippen*) „mechanisiert“ (Mensch → „Puppe“; vgl. das Puppentheater) das Fallen; *Rücken/Hintern/Arsch – sich setzen/fallen* spielen Varianten des Bildkerns mehr oder weniger burlesk durch.

Der *Stengel*, von dem man fällt (**Da 4.13** (4)), verweist auf die Bildvorlage: „so, wie eine Blüte vom Stengel fällt“, so hier der Kopf; Folge: man hat „die Fassung – als Leib-‘Einheit‘(vgl. die „Fassung“, „Einfassung“ eines Edelsteins usw.) (fast) verloren“. Formal haben wir also einen impliziten Vergleich mit einer auf der Bildvorlage aufbauenden Folgerung, im Gehalt eine (fiktive) leicht surrealistische Suggestion.

²⁶ Vgl. unten Kap. D, I.

Da 5.5 resumiert: man ist „nicht mehr da“, „weg“; lautmalerisch: *baff/(paff)*; metaphorisch: „*platt*“ (vgl. das Wortspiel *platt wie eine Briefmarke* mit den beiden Bedeutungen von *platt* – „(sehr) flach“ und „(sehr) überrascht“). – Zusätzlich zeigt diese Gruppe, daß a) Ausdrücke, die auf der Relation Ursache – Folge(-wirkung“) beruhen, oft nach sehr spezifischen Folgen unterschiedliche Bedeutungen haben, und b) nicht selten durch spezifische Zusätze Bedeutungsdimensionen kreiert werden

Schauen wir uns das genauer an, indem wir von *weg sein* ausgehen. Wir haben in der *Deutschen Idiomatik*:

1. *im Nu/... (wieder/...) weg sein*
2. *(einen Augenblick/...) (richtig/...) wegsein*
3. *weit wegsein*
4. *ganz/rein weg sein (von/(mit)) jm*
5. *ganz wegsein in jn/etw*
6. *ganz wegsein (als.../mit/(...) etw.)*

(1) bedeutet „(wieder/...) weg-gegangen/(...) sein“, „nicht mehr an dem Ort sein, von dem man in der Kommunikation ausging“, (2) (einen Augenblick/...) geistesabwesend sein (weg von dem Ort, an dem das konkrete Geschehen spielt)“, (3) „mit den Gedanken weit weg/entfernt sein“, „geistig (völlig) abwesend sein – (weit entfernt von dem Ort, an dem das konkrete Geschehen spielt)“, (4) „(ganz) hingerissen sein/(völlig) begeistert sein von jm/(etw)“, (5) „völlig verliebt sein in jn/etw, (ganz) hingerissen (sein) von jm/etw.“, (6) a) „völlig aus der Fassung, als... (vor Verblüffung/...)“, b) „außer sich sein (vor Freude/...)“ – Ich diskutiere die Übergänge nicht im einzelnen; sie sind durchsichtig. – (*ganz einfach*) *weg sein* verzeichnet die *Deutsche Idiomatik* nicht. Unter *baff* haben wir dagegen

7. (*ganz*) *einfach baff sein*: a) *vor Verblüffung – positiv, anerkennend über js Haltung, Vorgehen u. ä.*; b) *vor Überraschung (über das, was j tut/...)*.

Ich würde Da 5.5 (1) wie (7b) gebrauchen, schließe aber nicht aus, daß es auch Sprecher gibt, die es auch für synonym mit (7a) halten; Da 5.5 (2, 3, 4) dürften nur in der Bedeutung (7a) verwandt werden. Das heißt: unabhängig davon, ob alle hier unterschiedenen Bedeutungen und Bedeutungsnuancen von allen deutschen Muttersprachlern genau so differenziert werden wie hier: *weg/(baff, paff)* vor *Überraschung/Verblüffung/...* genügt allein als Angabe nicht. Es kann positiv (Beisterung/Liebesentflammheit/...) „negativ“ (Verblüffung/Schrecken/...) und neutral (Lärm/Durcheinander/...) ge-

braucht werden – wenn solche Klassifizierungen hier überhaupt mehr leisten als einen ersten Hinweis zu geben für die Vielfalt der möglichen Gründe und Schattierungen des „Wegseins“.

Das Bild (*ganz*) *aus der Fassung sein* berührt sich sehr eng mit dem von (*ganz*) *außer sich sein*. Doch während dieses Phrasem auf die „Wut“ als Ursache restringiert ist, ist jenes synonym mit *baff/platt/... sein*.

(*Ganz*) *außer Fassung sein* wiederum ist nicht lediglich perfektiv zu *die Fassung verlieren*; denn dies Idiom bedeutet neben „vor Wut/Entrüstung/... ganz außer sich (geraten) sein“ auch: „vor Erregung/... die Gewalt über sich/ die (Selbst-) Beherrschung (völlig/...) verlieren“, d. h. „sich aufregen/schimpfen/heulen/schluchzen/...“, präsupponiert also eine Situation, in der man keine „Orientierung“ mehr hat – so wie Plessner das – „überzogen“ – für „lachen“ ansetzt.

Da 4, 5, 6 präsentieren also in der großen Mehrzahl Idioms, die Gebärden wiedergeben: eine seelische Bewegung – das sog. „Gefühl“ – ist Ursache für einen bestimmten „Ausdruck“ des Leibes. Der sprachliche Ausdruck ahmt den leiblichen Ausdruck – als Zeichen der seelischen Bewegung – mehr oder weniger vollständig und mehr oder weniger treu nach.

Die Formen der „seelischen Bewegung“ oder des „Gefühls“ sind selbstverständlich äußerst vielseitig; sie können sich von den hier behandelten mehr oder weniger stark abheben, unterscheiden: Erregung, Aufregung, Mißmut, schlechte Laune, Ärger, Zorn, Aufregung, Haß und vieles andere mehr kann hier ins Spiel kommen, und die Abgrenzung des „Gefühls“ von anderen „Bereichen“ des seelischen Lebens stellt uns wiederum vor Probleme, die nur schwer eindeutig zu lösen sind.

Und schließlich können die sprachlichen Einheiten durch einen Zusatz wie *ganz/rein/völlig/einfach/...* in ihrer Bedeutung mehr oder weniger stark abgewandelt werden. Dazu drücken solche Zusätze sehr gern den höchsten Grad aus. Und dieser wiederum kann extrem („offen“) oder höchstmöglich/völlig („geschlossen“) sein.

IV. „spinnen“

Man geht wohl am sinnvollsten aus von **Cd 12, 14** *du hast/... wohl den Verstand/Verstandskasten ver-*

loren?! Und Cd 12.2(1) *nicht (...)* bei *Verstand sein*, d. h. von den Einheiten, die am „Schlüsselwort“ des Wortfelds ansetzen. Nach dem zweiten Phrasem hat man zwar „Verstand“, ist aber „weg von ihm“. – Statt ... *bei Verstand...* tritt bei Cd 12. 1(4) ... *bei Sinnen* ... ein; in den Wortfeldern „dumm“ und „spinnen“ findet sich *nicht im Besitz seiner fünf Sinne sein*²⁷: wer die – angenommenen – fünf Sinne nicht hat, hat also auch keinen Verstand. Schopenhauers Anschauung vom „Verstand“ als „auf den Sinnen“ von Mensch oder Tier beruhend setzt hier an, fügt ihm „lediglich“ den Gedanken der Erfassung der Relation Ursache – Wirkung und ihrer Zuordnung zu Ausgangs-Ding (der Ursache) und Ziel-Ding (der Wirkung) hinzu. Die Empfindungen gehen selbstverständlich über die Sinne. – Wer seine (fünf) Sinne lediglich aktuell nicht „hat“, d. h. sie nicht benutzen kann, „spinnt“; wer sie prinzipiell nicht „hat“, ist „dumm“.

Metaphorisch haben wir dieselbe Struktur in Cd 12. 1(1) *nicht (...)* bei *Trost sein*:

Wer keinen Verstand hat, „ist nicht zu trösten“ – oder, wie Cd 12. 4(1) formuliert: *dem ist nicht zu helfen* oder 3(1) als rhetorische Frage äußert: er dürfte kaum „noch zu retten sein“. All diese Formen werden nur von der Voraussetzung (Präsupposition) aus verständlich: „wer aktuell nicht bei Verstand ist, ist derart ‚krank‘, daß ‚keine Rettung‘, ‚keine Hilfe‘, ‚kein Trost‘ mehr etwas ausrichten kann“.

Cd 12.1(3), (2) drücken das durch die vielgebrauchte Metapher „*ver-rückt*“ aus: „die Elemente einer Einheit sind ‚un-geordnet‘, ‚nicht in der richtigen Lage zueinander“ – bzw. (in rhetorischer Frage) durch das Gegenteil: „*gescheit*“.

Bei einigen der besprochenen Einheiten kommen fakultativ hinzu: *nicht ganz oder nicht (so) richtig/recht* (bei *Verstand/...*), d. h. es wird das aktuelle „Wegsein“ eingeschränkt: „eine Kleinigkeit“ ist „nicht in Ordnung“, „*ver-rückt*“. Umgekehrt, in rhetorischer Frage: *hast du denn gar keinen Verstand?!* Sinnvoll nur vor dem Hintergrund (Präsupposition): „was du dir da leistest/geleistet hast, läßt nur die Folgerung zu: du mußt wohl gar keinen, d. h. nicht das mindeste Maß an Verstand haben“. – Die Modalpartikel *denn* gibt dieser Tiefenstruktur der Folge explizit Ausdruck. Typisch für die rhetorische Frage ist – insbesondere in idioma-

tischen Ausdrücken mit dieser oder einer ähnlichen Bedeutung –, wie wir sehen werden, die Partikel *wohl*: *du bist wohl verrückt/nicht gescheit/ganz von Gott verlassen/...?!* Der Unterschied zum Gebrauch von *denn* liegt lediglich in der Syntax begründet: *du bist wohl verrückt!* – das Prädikat ist eine Verbalphrase mit *sein* + Adj., gegenüber *hast du denn gar keinen Verstand?!* – das Prädikat ist eine Verbalphrase mit *haben* + Subst. Die Tiefenstruktur: Präsupposition – Folgerung ist bei *denn* und *wohl* identisch²⁸.

In den Ausdrücken für „spinnen“ sind in der Relation „Gesagtes – Gemeintes“ insgesamt drei Gesichtspunkte leitend:

- a) X ist „vom Verstand weg“
- b) der Verstand von X ist „nicht in Ordnung“, X ist „krank“
- c) es fehlt am Verstand bzw. zu seiner Aktualisierung etwas, ein bißchen; es sind „nicht alle Elemente für sein ‚gutes‘, ‚ordentliches‘, ‚richtiges‘ Funktionieren gegeben/vorhanden“.

(a) haben wir dargestellt;
 (b) erscheint insbesondere in Cd12. 6(4) einen *Stich* (wie Obst, Milch, Butter)/6(3) *Stich in der Birne* / 6 (5) *Sonnenstich haben*, 7 (7), (8) *nicht richtig klappen* (im *Oberstübchen* → „Kopf“, „Gehirn“), 9(2) *weiches Hirn* (← „Stich“), *weiche Birne* (Metapher), 10 *Raupen im Kopf* (Krankheitsdämonische Vorstellungen: kleine Tierchen „zerfressen“ das Hirn, verursachen Geisteskrankheiten“) → 7(5): „*bei jm spukt es wohl im Kopf*“, 13(1), allgemeiner: *bei jm stimmt es wohl nicht so ganz* oder, 21: *mit jm stimmt etwas nicht/ ist irgendetwas los*; dann: 15 (3), (4): *dich/... haben sie wohl (als Kind) zu heiß gebadet*, d. h. gesundheitsschädigend behandelt, oder 6. (2) *nicht ganz dicht sein* – vergleichbar einem Baby, das noch in die Windeln macht; oder, 16: *dem/... haben sie (wohl/bestimmt) was/etwas in den Kaffee getan!*, und schließlich die größere Untergruppe 11, die rhetorische Fragen formuliert, mit denen man sich ironisch nach jemandes Gesundheitszustand erkundigt (*hast du sonst noch Schmerzen?* u. ä.), d. h. die Geisteskrankheit gleichsam direkt thematisiert. – Resumee, 19: *du bist/.. wohl von allen guten Geistern/ von Gott/ von allen Göttern verlassen*, 20: *du bist/... wohl des Teufels?* – d. h. von den Wesen, die unser Denken und Tun zum Guten leiten, verlassen und stattdessen vom Teufel oder von Dämonen besessen? – Daneben: *den/... sticht wohl der Hafer* – wie ein Pferd,

²⁷ Cd 10.5 und Cd 12.12

²⁸ Vgl. Schemann (1982), 2, 3.

das davon „erregt“ wird, oder *du bist/... wohl vom blauen Affen gebissen* – „Affe“: „verrücktes Tier, das, scheinbar vernunftbegabt, todernst die größten Narreteien macht“, „blau“: wahrscheinlich von den Gauklern, die die Affen u. a. so kleideten. – Und zuletzt die Apparate-Bilder: 6 (11), (12), (13) *bei jm ist ein Schräubchen/eine Schraube/ein Rädchen locker*, (7) *j hat einen (kleinen) Dachschaden/14)... einen Sparren zuviel im Kopf* bzw. 13 (5) und (7): *bei jm rappelt's wohl/er hat wohl einen Rappel*, d. h. er ist „ein Klapperkasten“, bzw. 14 (3), noch technischer: *du hast wohl Kurzschluß im Gehirn* (← „Strom“ – „Denken“).

Die „Krankheit“ wird also damit bildhaft angegeben, daß

- bei jemandem irgendetwas nicht in Schuß ist,
- sein Hirn geschädigt ist,
- im Kopf (also) etwas nicht stimmt bzw. nicht (richtig) funktioniert,
- es im Kopf spukt,
- (kleine) Tierchen die geistige Gesundheit unterminieren,
- Gott und die guten Geister ihn nicht leiten, er vielmehr vom Teufel besessen ist,
- er (schon als Kind) gesundheitsschädigend behandelt wurde,
- man ihm die Nahrung verdorben, wenn nicht vergiftet hat und
- er wie Apparate nicht „klappt“. – Das heißt:

„ganz allgemein nicht in Ordnung“ – „Krankheit, allgemein“ – „Krankheit/Schädigung des Hirns/im Kopf“ – „Spuken/seltsames Wirken geheimnisvoller Tierchen im Kopf“ – bis zur „Besessenheit“ – „Schädigung der Gesundheit (schon als Kind) bzw. durch Vergiftung/Verderben der Nahrung“ – „Nichtfunktionieren wie ein kaputter Apparat“.

Die „Krankheit“ könnte kaum heterogener ausgedrückt werden: mal wird sie direkt formuliert oder es wird – ironisch-scheinbar direkt – danach gefragt, mal durch mehr oder weniger geheimnisvolle Einwirkungen auf den Kopf oder Wirkungen im Kopf umschrieben, mal durch Einflußnahme von außen (Nahrung) oder innen (Gott, Geister, Teufel) suggeriert, mal im Bild kaputter Apparate gesehen oder mit verdorbener Nahrung „erklärt“. Einziger Leitgedanke, der diesem Panorama vielfältigster Metonymien die einheitliche Zielrichtung gibt – d. h. worauf alles hinausläuft –

Un-Ordnung („ver-rückt“) – Nicht-Funktion: „kaputt“. Wer spinnt, ist „irgendwie kaputt“.

Und dieses „kaputt“ wird komisch, drollig, witzig, burlesk – bald mehr, bald weniger derb – „nahegelegt“.

(c) ist, ganz im Gegensatz zu (b), sehr homogen konstruiert:

(sie) nicht alle auf dem Christbaum/
 zusammen/
 beisammen/
 auf der Latte haben²⁹
 und das Apparate-Bild:
 Tassen im Schrank haben („Kopf“ /
 „Mensch“ – „Schrack“)

Was mit „alle“ gemeint ist, wird aus den Ausdrücken selbst nicht deutlich; insofern sind sie elliptisch. Zum Verständnis ihrer Gesamt-Bedeutung, d. h. dessen, was der jeweilige Ausdruck als ganzer „meint“ – worauf das Bild hinausläuft/worauf es – als Bedeutung – verweist –, ist das indessen auch nicht erforderlich, denn es gilt: ganz gleich, was für ein Element am Verstand bzw. dem Kopf, der ihn „beinhaltet“, fehlt: seine Funktionsfähigkeit ist in jedem Fall eingeschränkt. – Die Struktur dieser Ausdrücke kann man somit als ein Symbol für unsere Unkenntnis auffassen, was der Verstand (wirklich) ist.

Im Deutschen kontaminiert die Bedeutung von „(nicht) ganz“ beide Bedeutungen, (b) und (c): b) „kaputt – weil c) etwas fehlt“; Fazit: „mangelhaft“; „Mangel“, „es mangelt jm / (e-r S.) an“ schilbert ebenso zwischen den beiden Bedeutungen.

Ein separater Teil von Idiomen des Wortfelds „spinnen“ operiert mit dem bereits diskutierten *Schlag* – der spielerisch erweitert wird zum *Schlag mit der Wichsbürste*, variiert zum *Hieb*, *Klaps* und *Knall* und spezifiziert zu *eins mit dem Holzhammer (auf den Kopf/Wirsing/Schädel)* – jeweils mit dem Verb *haben* versus *weghaben* versus *abgekriegt/gekriegt/abbekommen haben*.³⁰ – Eine Parallelform ist vereinzelt *Schuf*³¹.

Wer einen „Schlag“ „bekommen“ hat, ist halt – mehr oder weniger – lädiert, „kaputt“.

Und eine letzte Gruppe variiert das Idiom *einen*

²⁹ Cd 12.6, (6), (7), (9), (10), (11)

³⁰ Vgl. die einschlägigen Einheiten Cd 12.7, 13, 15.

³¹ Cd 12.7 (3)

Vogel haben – „verrückt sein“. – Der Vogel scheint, so ließe sich der Ausdruck plausibel verstehen, als ein seltsames Tier: es fliegt und zwitschert vergnügt da herum – vergleichbar einem Clown oder Narren. Wer den „hat“ – sei es „in sich“ (→Personifizierung), sei es „als Haustier (hält)“, ist dann wohl selbst „ein komischer Mensch“. – Röhricht sieht dagegen den Vogel in Parallele zu den Raupen und anderen Tierchen, die wir „im Kopf haben“, d. h. als Beleg für die volkstümlichen Anschauungen vom Wesen der Geistesgestörtheit, wenn nicht Geisteskrankheit („Dämonenbesessenheit“).³² Hierhin gehört dann auch das zitierte *du bist/... wohl des Teufels*.

Neben den Variationen:

einen Vogel haben → *eine Meise haben* → *einen Piep haben* → *bei jm piept's wohl?*³³ stehen isoliert:

- a) *einen kleinen Mann im Ohr haben*,
- b) *balla balla sein*,
- c) *du bist/... wohl nicht ganz von hier*
- d) *wir kommt ihr/... mir denn vor?*³⁴

(a) setzt die Vorstellung vom Ohr als dem Organ, das einen Zugang zum Gehirn bildet, voraus. Der „kleine Mann“, der sich da einnistet, flüstert dem Kranken „also „dummes Zeug“ ein. – (b) scheint ein Neologismus aus der Nachkriegszeit zu sein. Vgl. auch den Ausruf oder Kommentar *balla balla auto auto!* Die Form ist die der Kindersprache (Wiederholung eines Grundmusters; Reimbildung). – (c) erinnert an Idioms wie *ganz wegsein*³⁵, (*ganz*) *weggetreten* sein u. ä. bzw. *auf dem Mond sein* usw.. – (d) ist dagegen eine durchsichtige rhetorische Frage, die vom Seltsamen zum Absurden überlenkt.

Wer spinnt, hat Verstand und auch Vernunft; er wendet sie aber nicht an. D. h. er ist ein Narr, denn die Narrheit besteht darin, die Urteilskraft auszusetzen, wie Schopenhauer darlegt:

... Entweder ... sind in der Erkenntniß zwei oder mehrere sehr verschiedene reale Objekte, anschauliche Vorstellungen, vorhergegangen, und man hat sie willkürlich durch die Einheit eines beide fassenden Begriffs identificirt: die Art des Lächerlichen heißt Witz. Oder aber umgekehrt, der Begriff ist in der Erkenntniß zuerst da, und man geht nun von ihm zur Realität und zum Wirken auf dieselbe, zum Handeln über: Objekte, die übrigens grundverschieden, aber alle in jenem Begriffe gedacht sind, werden nun auf gleiche Weise angesehen und behandelt, bis ihre übrige große Verschiedenheit zur Ueberraschung und zum Erstaunen des Handelnden hervortritt: die Art des Lächerlichen heißt Narrheit. Demnach ist jedes Lächerliche entweder ein witziger Einfall, oder eine närrische Handlung, je nachdem von der Diskrepanz der Objekte auf die Identität des Begriffs, oder aber umgekehrt gegangen wurde: ersteres immer willkürlich, letzteres immer unwillkürlich und von außen aufgedrungen. Diesen Ausgangspunkt nun aber scheinbar umzukehren und Witz als Narrheit zu maskiren, ist die Kunst des Hofnarren und des Hanswurst: ein solcher, der Diversität der Objekte sich wohl bewußt, vereinigt dieselben, mit heimlichem Witz, unter einem Begriff, von welchem sodann ausgehend er von der nachher gefundenen Diversität der Objekte diejenige Ueberraschung erhält, welche er selbst sich vorbereitet hatte. – Es ergibt sich aus dieser kurzen, aber hinreichenden Theorie des Lächerlichen, daß, letztern Fall der Lustigmacher bei Seite gesetzt, der Witz sich immer in Worten zeigen muß, die Narrheit aber meistens in Handlungen, wiewohl auch in Worten, wen sie nämlich nur ihr Vorhaben ausspricht, statt es wirklich zu vollführen, oder auch sich in bloßen Urtheilen und Meinungen äußert.³⁶ –

An anderer Stelle bringt Schopenhauer die Narrheit mit dem Wahnsinn in Zusammenhang.

... Einzelne Szenen der Vergangenheit stehn richtig da ((d. h. beim Wahnsinnigen, der das Vergangene nicht sinnvoll mit dem Gegenwärtigen verbinden kann, dessen Gedächtnis demnach mehr oder weniger geschädigt ist)), so wie die einzelne Gegenwart; aber in ihrer Rückerinnerung sind Lücken, welche sie dann mit Fiktionen ausfüllen, die entweder, stets dieselben, zu fixen Ideen werden: dann ist es fixer Wahn, Melancholie; oder jedesmal andere sind, augenblickliche Einfälle: dann heißt es Narrheit, fatuitas.³⁷

Solche theoretischen Reflexionen und Erklärungen liefert die Idiomatik nicht, wohingegen sie, wie gezeigt, in der Diagnose der Faktoren über die Bilder und Strukturen äußerst exakt sein kann.

³² Stichwort *Vogel*.

³³ Cd 12.8, 17.

³⁴ Cd 12. 8,3; 9,3; 13,2; 18.

³⁵ Vgl. oben Kap. A, III.

³⁶ W I, S. 71

³⁷ W I, S. 226

B. Einzelanalysen von Synonymblöcken

Zur Einführung: Anzahl und Funktion der idiomatischen Synonyme in einer natürlichen Sprache und die Anlage unserer Analysen

Bei der Analyse der Synonymität unter verschiedenen Phrasemen gehen wir im folgenden von den Synonymblöcken aus, die wenigstens fünf gleichbedeutende Einheiten umfassen.

Es sind hier allerdings zwei einschränkende Bemerkungen zuzufügen:

Die Blöcke sind nicht alle einheitlich strukturiert. Um im *Synonymwörterbuch* die Übersicht über die einzelnen Felder als ganze zu erleichtern und zu verhindern, daß ein Feld optisch zu stark in Unter- und Unterunter-Felder zerbröckelt, habe ich in nicht wenigen Blöcken auch Einheiten zusammengefaßt, die im strengen Sinn nicht synonym sind. – Das wird sich im übrigen bei der Analyse rasch genauer zeigen.

Und abgesehen hiervon: Bei der Erarbeitung des *Synonymwörterbuchs* lag die *Deutsche Idiomatik* noch nicht vor. Ich hatte also für viele Idioms noch keine Kontextbeispiele, die ihre Bedeutung eindeutig illustrieren.

Für unseren Zusammenhang bedeutet das: da viele Blöcke in zwei oder auch drei Untergruppen zerfallen und nur innerhalb dieser Untergruppen volle Synonymität gegeben ist, werden de facto bei unserer Analyse und ihrer Auswertung auch Synonyme berücksichtigt, die in einem Block von weniger als fünf bedeutungsgleichen Einheiten stehen.

Wenn fünf die Mindestzahl der Synonymblöcke ist, dann stehen dem die Blöcke gegenüber, die mehr synonyme Einheiten umfassen. Der Block mit den meisten gleichbedeutenden Idioms hat 28 Idioms. – Im einzelnen sieht die statistische Grundlage folgendermaßen aus:

I	II	III
Zahl der Phraseme im Block	Anzahl der Blöcke mit derselben Phrasemzahl	Anzahl der in den numerisch-gleichen Blöcken vertretenen Phraseme (I x II)
28	1	28
20	1	20
18	1	18
17	1	17
16	2	32
15	3	45
14	4	56
13	7	91
12	4	48
11	7	77
10	16	160
9	17	153
8	34	272
7	64	448
6	113	678
5	229	1.150
	Gesamt:	2.293

Von diesen knapp 2.300 idiomatischen Einheiten kommt im folgenden knapp die Hälfte zur Sprache.

Geht man die Blöcke insgesamt von oben nach unten statistisch durch, erkennt man, daß sich – mit kleinen Irregularitäten – ziemlich genau eine geometrische Reihe ergibt. Verlängert man diese Reihe, müßte es mit 4 Idioms 460, mit 3 Idioms 920 und mit 2 – d. h. mit nur einem Synonympartner – 1.840 Blöcke geben. Ich habe im *Synonymwörterbuch* die ersten 50 Seiten nach den Zweierblöcken durchgezählt und dann hochgerechnet; dabei komme ich auf 2.325 Einheiten, d. h. auf fast 500 mehr, als es mathematisch sein müßen. Das hat selbstverständlich in den eingangs genannten Kriterien und Bedingungen zur Anlage der Blöcke seinen Grund. Berücksichtigt man das in unserer Berechnung, kommt die hochgerechnete Zahl dem mathematisch zu erwartenden Ergebnis sehr nahe. – Die Dreier- und Viererblöcke habe ich im Buch nicht durchgezählt, da mir die Tendenz von 28 bis 5 und dann die relative Bestätigung durch

die Zweierblöcke ein eindeutiger Beleg zu sein scheint für das, worum es bei einer solchen statistischen Betrachtung sinnvoll nur gehen kann:

Es gibt im Deutschen zahllose – in jedem Fall um die 1.500 – Idiompaaire, die in hohem Maße synonym sind; es gibt eine beträchtliche Anzahl von Dreier-, Vierer- und Fünferblöcken; bei 6 wird die Zahl der Blöcke geringer; bei 7, 8, 9, 10 immer kleiner, und Idiomblöcke, bei denen 11 und mehr Einheiten dieselbe Bedeutung haben, sind selten. Das heißt unter anderem auch: die Serienbildungen – und, daran gekoppelt, die semantische Entleerung von einem und mehreren Konstituenten – die die Analogiebildung fördert, die zur Analogiebildung tendierenden Konstruktionsmuster, die zur Bedeutungsangleichung drängenden Hyperbolisierungen sowie synonyme Ursache – Folge – Folge-Ursache-Relationen zwischen Bild- und Sprachbedeutung und die synonymstiftenden Bilder, Metaphern, (übrigen) Metonymien und Synekdochen operieren in der Mehrheit der Fälle auf einer Basis bis zu vier, fünf gleichbedeutenden idiomatischen Einheiten.

Summiert man alle ausgezählten und alle hochgerechneten synonymen Phraseme, kommt man auf über 8.000 Einheiten. Da das *Synonymwörterbuch* an die 20.000 Einheiten berücksichtigt, bedeutet das: auf etwa 40% des Gesamtbestandes.

Zieht man von diesen 40% wiederum alle Idioms ab, die aus den angegebenen und u. U. noch anderen Gründen nicht im strengen Sinn synonym sind, kommt man – je nach der Skepsis der Einschätzung des Grades der Bedeutungsähnlichkeit und Bedeutungsgleichheit – auf 20 – 30% des Gesamtbestandes der im *Synonymwörterbuch* berücksichtigten idiomatischen Einheiten des Deutschen.

Dieses Ergebnis – das unsere bisherigen Analysen bestätigen und die folgenden weiterhin bestätigen werden – spricht allen in der Linguistik gängigen Vorstellungen Hohn, als sei die Synonymie – und insbesondere die totale oder völlige Synonymie³⁸ – in einer natürlichen Sprache die Ausnahme. In der Idiomatik ist sie geradezu die Regel.

Da nun der idiomatische Wortschatz in einer natürlichen Sprache nach allen Ergebnissen in den Sprachen, für die bisher umfassende Forschungen zu dem Thema durchgeführt wurden – wiederum

entgegen der in der Linguistik gängigen Annahme – die Regel ist – und nicht etwa der systematisch-begrifflich-relationale Wortschatz –, ergeben beide Gesichtspunkte zusammengenommen die Folgerung: die Synonymie – und auch die totale Synonymie – gehört zu den grundlegenden Erscheinungsformen einer natürlichen Sprache – es sei denn, die Sprachen, die bisher nicht auf idiomatische Erscheinungen untersucht wurden, verhalten sich in diesem Punkt anders als die untersuchten. Da die nicht-untersuchten Sprachen – von den Tausenden in der Welt existierenden Sprachen natürlich die große Mehrheit – zum allergrößten Teil zu den weniger „durchsystematisierten“ Sprachen (nach der „Entwicklung und Erziehung zum ‚Begriff‘“, nach Normierungen aus den unterschiedlichsten Gründen usw.) gehören, scheint es für diese Hypothese kaum einen plausiblen Grund zu geben. Eher ist wohl das Umgekehrte wahrscheinlich. – Die Wiederholung und nur leichte Abwandlung (vgl. Variation) von wiederholten Grundmustern als ein fundamentales Element der Kulturen der sog. Naturvölker und der sog. Volkskultur der sog. entwickelten oder zivilisierten Völker spricht im übrigen dieselbe Sprache wie das hier belegte Grundmuster in der Synonymie.

Wenn die Sprachwissenschaft bisher nicht zu dieser Erkenntnis gekommen ist, dann liegt das u. a. an folgenden Gründen:

1. An der Tendenz der übergroßen Mehrheit der Forscher, begrifflich-systematisch relevanten Erscheinungen der Sprache eine größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Diese Tendenz ist einmal Teil des bekannten und ausführlich diskutierten und kommentierten Rationalismus der europäischen und dann generell der verwissenschaftlichten Welt. Dieser Rationalismus – der bereits im alten Griechenland und im antiken Rom in nuce zu beobachten ist – hat bekanntlich in Europa seit Descartes die entgegengesetzten Strömungen immer stärker in den Hintergrund, wenn nicht geradezu ins Abseits gedrängt, hat vom Positivismus an in der sog. „gebildeten Welt“ derart stark die Vorherrschaft übernommen, daß Philosophie, Kunst, Literatur usw. seit rd 150 Jahren gerade in den höchsten Leistungen „in Fronthaltung“ zum „Zeitgeist“ stehen, und hat sich in den letzten beiden Generationen in Politik, Bürokratie, Wirtschaft, im Rechtswesen

³⁸ Dazu dazu das Schlußkapitel dieser Arbeit.

und in dem, was man „die Gesellschaft“ nennt, so weit durchgesetzt, daß alles andere – von der Religion über die Tradition bis zu allen nicht „systematisch relevanten“ und verallgemeinerungsfähigen Erscheinungen des Lebens – von dem „herrschenden ‚Geist‘“ zur „Privatsache“ erklärt werden konnte.

In der Sprachwissenschaft hat sich diese Haltung zum ersten Mal massiv bei den sog. Junggrammatikern gezeigt und dann mit der TG, dem Strukturalismus und anderen Strömungen eine bis dahin ungeahnte Breitenwirkung entfaltet.

Völlig unabhängig von der Bewertung dieser Entwicklung: sie hat von einer natürlichen Sprache – wie von zig anderen „natürlichen Dingen“ – ein völlig einseitiges Bild entworfen.

2. Nur sehr wenige Linguisten haben heute noch die Zeit und die Geduld, den Wortschatz einer Sprache als ganzen durchzuarbeiten. Selbst die Wörterbucharbeit wird heute bekanntlich durch mehr oder weniger große teams durchgeführt, die – anhand von Computern und anderen Hilfsmitteln – das von einzelnen Mitarbeitern Erarbeitete nach dem Baukastensystem zusammenfügen. Die Zeit, in der es sich Menschen zur Lebensaufgabe machten, allein ein umfassendes Wörterbuch zu erstellen – Sanders, Wahrig, Robert, María Moliner und andere – ist wahrscheinlich für immer dahin.

Es übersieht also kaum noch einer den Gesamtbestand oder auch nur einen signifikativen Teil des Bestandes einer Sprache.

Dasselbe gilt für die Idiomatik.

Ein ausgezeichnete Beleg für diese Entwicklung und für ihre Folgen ist das *Handbuch der Phraseologie*. Es bietet zu äußerst vielen Detailproblemen einen hervorragenden Zugang; es bietet zu fast allen Detailproblemen eine sorgfältig erarbeitete und aktuelle Bibliographie – d.h. es erlaubt einen raschen und in diesem Sinne wissenschaftlich abgesicherten Einstieg in die allermeisten Detailprobleme der Idiomatik. Es bietet aber zur Kernfrage der Idiomatik – zu Bild und Figur – nur wenige fruchtbare Gedanken in einigen verstreuten Ansätzen. Es arbeitet in fast allen Beiträgen mit einer sehr ungleichen, in vielen Fällen sogar nur schmalen Belegbasis für die jeweilig behandelten Phänomene. Und vor allem: es zerfällt nicht nur in

fast 100 Beiträge, sondern – da die einzelnen Beiträge wiederum sehr gern Methodendiskussionen führen – in einen kaum noch zu übersehenden Flickenteppich von Methoden, Perspektiven, Zielsetzungen und Vorlieben, die sich auch bei bestem Willen nicht einmal ansatzweise zu dem fügen lassen, was man einmal eine „Gesamtanschauung“ nannte. Kurz: es präsentiert den Zustand einer Geisteswissenschaft, in der sich mehr oder weniger alles „vertreten“ läßt, da jeder auf der Grundlage einer mehr oder weniger unzureichenden Durcharbeitung eines relativ kleinen Teils des Gesamtbestands der jeweiligen Daten zu „systematischen Höhenflügen“ ansetzen kann, weil der „Kollege“ auf der Grundlage einer vergleichbaren Unterrepräsentanz dasselbe tut.

Die „wissenschaftliche Begleitmusik“ zum herrschenden „hochgestochenen (pseudo-) begrifflichen allgemeinen Weltgerede“, dessen Auswirkungen gerade zu besichtigen sind?

3. Bei dem unseligen Auseinanderfallen von sog. „Theorie“ und sog. „Praxis“ – nicht zuletzt in Deutschland – nehmen die Vertreter der einen „Ausrichtung“ nur selten ernsthaft Kenntnis von dem, was die andere bewegt und was sie „bringt“. – So machen etwa alle möglichen Linguisten „theoretisch relevante“ Bemerkungen zur idiomatischen Synonymie, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, sich das seit zwei Jahrzehnten vorliegende *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten* wenigstens kurz – sagen wir, zwischen Mittagessen und Kaffeetrinken – einmal auf das von ihnen behandelte Thema hin anzuschauen. – Wer sich davon ein konkretes Bild zu machen wünscht, lese in dem angegebenen *Handbuch* den Beitrag zur Synonymie und den darin enthaltenen Überblick über die vorliegende „Forschung zum Thema“.

Wer Praxis und methodisch durchgeführte Reflexion der Praxis auseinanderreißt, wird natürlich weder hier noch dort etwas erarbeiten, was den Tag überdauert.

Es gehört zu den Kuriosa der Geistesgeschichte, daß die Leitwissenschaft der Moderne, die Physik, die eigentlich brisanten Probleme zu „System“, „Begriff“, „Vernunft“ u. a. aufgeworfen hat. Die Geisteswissenschaften haben dazu insgesamt, soweit ich das übersehe, wenig Schlüssiges beigetragen; die Linguistik gefällt sich seit langen Jahr-

zehnten in der Anlage von Theorien, Untertheorien und Gegentheorien, die sich gegenseitig jagen und mit der Pensionierung oder – spätestens – dem Tod des jeweiligen Theoretikers so vergessen sind wie die jeweils „hochaktuelle Politik“ mit der Abwahl der dafür verantwortlichen Regierung.

In unserem Zusammenhang geht es nicht lediglich um den Aufweis der Relevanz der Synonymik in einer natürlichen Sprache. Es geht auch um ihre Begründung – was stiftet die Synonymie? – und es geht um ihren Zusammenhang einmal mit der Idiomatik als ganzer und dann um die Frage: was leistet die Erfassung des synonymischen idiomatischen Wortschatzes für die Erkenntnis der Phänomene, um die es bei ihm jeweils geht?

Zu der letzten Frage haben wir anhand dreier ausgewählter Kapitel bereits eine Teil-Antwort gegeben, die durch ein geistesgeschichtlich angelegtes Kapitel noch ergänzt wird. Um die beiden anderen Probleme geht es im folgenden Kapitel. Die Zusammenführung der Antworten versuchen dann die letzten Teile der Arbeit. Diese Antworten sind selbstverständlich nicht mehr als eine erste Skizze einer Thematik, deren Dimension hiermit erst angeschnitten wird.

Um in das umfangreiche idiomatische Belegmaterial eine erste Ordnung zu bringen, gliedere ich es in folgende Punkte:

- I. Vergleich, Personifizierung und Euphemismus in der Idiomatik;
- II. Sprechaktrestringierte Phraseme;
- III. Der „path“ als Gliederungs- und Orientierungsschema;
- IV. Syntaktische Konstruktionsmuster;
- V. Analyse des Kernbestands der Idiomatik nach den Kriterien
 - Synonymik eines Konstituenten;
 - Synonymik mehrerer Konstituenten;
 - Synonymik des Kernglieds;
 - Synonymik des Kernglieds + eines oder mehrerer Konstituenten;
 - Synonymik des idiomatischen Ausdrucks als ganzen

mit Detail-Auswertungen;

Auswertung des Ganzen – Teile C, D, E.

Die Auswertung – gesehen im Zusammenhang mit den ersten beiden Teilen der Arbeit – wird uns

dann gleichsam von selbst schrittweise zu einer neuen Gesamtbewertung der Idiomatik im Spiegel der Synonymik führen.

I. Der Vergleich, die Personifizierung und der Euphemismus

1. Der Vergleich

a. Der idiomatische Vergleich:

Der idiomatische Vergleich kann a) „realistisch“ sein, b) totalisierend oder c) auf einer Leerformel beruhen.

Zu a: Sage ich *so alt wie Methusalem*, wähle ich ein Vergleichselement – hier aus der Geschichte –, das die infragestehende Eigenschaft – „Alter“ – in der Tat hat – in unserem Fall sogar in einem sehr hohen Grade („so ...“). Ich bewege mich also auf der Ebene dessen, was in unserer Welt vorkommt, vorgekommen ist oder zumindest vorkommen kann. Das nenne ich „realistisch“.

Zu b: Sage ich *so eitel wie ein Pfau*, sehe ich in dem Pfau ein Tier, das gleichsam nur aus Eitelkeit besteht. Genau wie bei der Metapher, wähle oder bilde ich ein Symbol für die infragestehende Qualität, d. h. ich totalisiere.

Zu c: Sage ich *so dumm wie Bohnenstroh*, gebrauche ich die Struktur *so x wie y* wie eine Leerformel: bei dem *wie* weiß der Hörer schon: „aha, es handelt sich um das Maximum – den höchsten Grad – der infragestehenden Qualität“.

Kennzeichnend für die Idiomatik sind die beiden letzten – in der Regel hyperbolischen – Formen des Vergleichs.

Für die Synonymbildung spielt der totalisierende und spielerische – auf einer Leerformel beruhende – Vergleich eine sehr große Rolle. Hunderte, wenn nicht Tausende von idiomatischen Synonyma gehen in den europäischen Sprachen darauf zurück.

In aller Regel ist der Vergleich intensivierend, und an dem intensivierenden idiomatischen Vergleich läßt sich besonders gut studieren, was ich die „totalisierende Funktion“ genannt habe.

Zunächst ist der grundlegende Unterschied zwischen dem intensivierenden und dem nicht-intensivierenden Vergleich herauszuholen.

Sage ich: *Peter ist (genau) so stark wie Paul*, dann gilt zweierlei:

- einmal werden Peter und Paul nur in bezug auf ihre Stärke miteinander verglichen; die u. U. viel wichtigeren, in jedem Fall potentiell unzähligen vielen anderen Eigenschaften, die sie auch noch auszeichnen, bleiben ausgeblendet; die semantische Gesamtgestalt von Peter und Paul bleibt indessen intakt.
- zum andern gilt das Umkehrverhältnis: wenn Peter so stark ist wie Paul, dann ist Paul (auch) so stark wie Peter.

Der intensivierende Vergleich nun setzt diese beiden Grundregeln außer Kraft. Sage ich: „Peter ist (so) eitel wie ein Pfau“, dann benutze ich den Pfau als Sinnbild oder Symbol der Eitelkeit; das heißt, ich tue so, als bestehe der Pfau ausschließlich aus Eitelkeit. Der intensivierende Vergleich rückt das Vergleichsglied – und damit die Aussage als ganze – also in eine fiktive Welt, denn in dieser – unserer – Welt gibt es keine Wesen, die nur aus einem einzigen Merkmal bestehen. – Aus diesen Gründen ist auch die Umkehrung abwegig: *der Pfau ist so eitel wie Peter* ist eine sinnlose Äußerung – oder aber ein Witz.

Rein logisch kann man sich fragen, ob bei dem intensivierenden Vergleich der Allquantor – bezogen auf die Merkmalstruktur – wirksam ist, d. h. sind alle Merkmale des Pfäus „Eitelkeit“? –, d. h. ob Totalisierung vorliegt oder ob die *unicité* vorliegt, d. h. besteht der („ganze“) Pfau nur aus einer einzigen Eigenschaft – eben der der Eitelkeit? Das Problem liegt auf derselben Ebene wie beispielsweise das zahlreicher Zeitadverbien. Bedeutet „*Seit einer Stunde versuche ich permanent, den Erwin am Telefon zu erwischen*“, daß ich alle Einzelteile der Stunde mit dem Telefonieren ausfülle – Totalisierung – oder die Gesamtzeitstrecke – eine Stunde – nur telefoniere – „*unicité*“? Es wird so getan, als seien alle Merkmale gleich; deswegen läßt sich die Gesamtheit („Pfau“, „Stunde“) mit diesem einen Merkmal („Eitelkeit“, „Telefonieren“) „gleichsetzen“. (Hypostasierung) – Totalisierung – Gleichschaltung – Vereinheitlichung → *unicité* erweisen sich also als interdependente Größen, die, jede für sich, einen unzureichenden Zugang zu einem Phänomen bilden, das die Logik außer Kraft setzt. Der intensivierende Vergleich – logisch gesehen also eine Grenzwertoperation (ähnlich der Integral-

rechnung) – stiftet Bedeutung durch die Fiktion einer Gesamtheit von Elementen – dem „konkret bekannten“ Pfau mit seinen „Teilen“ („Gliedern“) –, die „aufgehoben“ sind im Bild einer durchgehenden („totalité“) Einheit („unicité“): seiner – dem „geistigen Auge“ erkennbaren – „Gestalt“, eben der Eitelkeit. Der intensivierende Vergleich illustriert also aufs schärfste, daß (dynamische) Bedeutungsstiftung etwas anderes ist als ein logischer „Umgang“ mit Klassen u. ä. Sie ist ein erkennender – ideeller (intentionaler) – Akt, der an dem „Ding“ der Welt eine Wesens-Gestalt – die „Bedeutung“ als Idee – erfaßt. Da das „Ding“ der Welt dem (geistigen) Auge (zunächst) als durchlässiges „Bild“ erscheint, wurzelt die Bedeutungs-Konstitution in der Bild-Transparenz.³⁹

Die – „gleichmacherische“ – Hypostasierung bildet aber nun ebenso die strukturelle Basis für einen Zug, der zahllose intensivierende Vergleiche auszeichnet: den Klischeecharakter. Gleichsam wie Fertigware werden die Vergleichsglieder abgerufen: *federleicht, sanft wie ein Lamm, stur wie ein Esel*. Die Operation der „Vereinheitlichung“ – die intensivierende Bedeutungsstiftung – wird verdeckt vor ihrem Ergebnis: in einer bestimmten Sprachgemeinschaft – einer Kultur, einer Nation, einem Land usw. – „fungiert“ die Feder als ein „handgreifliches Beispiel“ für „leicht“, das Schaf für „Langmut“ und „Geduld“, der Esel für „Eigensinn“ usw. In dieser Klischeeartigkeit berührt sich die Intensivierung – ästhetisch – mit der („abgerutschten“) Allegorie.

Man übersieht über der Klischeehaftigkeit indessen sehr leicht die kulturell, sozial und anderweitig begründete Unterschiedlichkeit des Symbolcharakters ein und desselben Elements. Der Esel, der in Mitteleuropa – und nicht nur hier – in zahllosen Vergleichen, Metaphern usw. als Exempel für die „Dummheit“ herhalten muß, wird in den arabischen Ländern – und auch schon in der Iberoromania – als ein Beispiel für „Ausdauer“ und „Genügsamkeit“ gewählt. Der intensivierende Vergleich, der zum Klischee herabsinkt – d. h. ein bestimmtes Exemplar aus einer „fertigen Welt“ lediglich bestätigend für ein Merkmal „abruft“ –, intensiviert daher im strengen Sinn – d. h. bedeutungsstiftend – gar nicht mehr. Die formale Struktur bleibt zwar erhalten, doch die Über-

³⁹ Vgl dazu Schemann (2005) u. a. Kap. A, 4; zu „Begriff“ dort u. a. S. 26ff. und Kap. A, 5.

zeugung, die der intensivierende Akt durch die Wahl eines „sachgemäßen“ Vergleichsglieds gewinnt, wird verdrängt von der Zufälligkeit, mit der die eine Kultur oder Epoche dies, die andere jenes anhand des vermeintlich identischen Mittels ausdrückt; die (Grenzwert-) Intensivierung erweist sich hier nicht nur als fiktiv, sondern als relativ zu einer bestimmten Sprechergruppe, im Grenzfall als subjektiv-beliebig. Das Verschwinden „gesicherter Merkmale“ führt zur Willkür. Das Endergebnis ist: ein willkürliches sprachliches Zeichen, bei dem auch noch der Rest des Allegoriecharakters verlorengegangen ist; statt der „Idee“ oder der noch bildhaften Bedeutung haben wir dann die im Begriff wurzelnde Bedeutung.

Es liegt auf der Hand, daß solche mehr oder minder standardisierten, mehr oder minder stereotypen intensivierenden Vergleiche ihre Wurzel in der – vermeintlichen – Kenntnis der Sprecher von „ihrer“ Welt haben können – *schneeweiß, sternenklar, pechschwarz, mit Windeseile* –, in der Geschichte – *ein Krösus sein* –, in den religiösen, literarischen und anderen Quellen – *arm wie Job/Hiob, so alt wie Methusalem sein* –, in zeitgenössischen oder vergangenen Ereignissen, Sitten, Gebräuchen usw. – vgl. frz. *heureux comme un roi* (den es heute in Frankreich nicht mehr gibt), *fort comme un Turc* (wohl ein Anklang an die Türkenkriege), *gras comme un chanoine* (Anspielung auf das privilegierte Klosterleben), *nu comme un petit Saint-Jean* (d. h. wie eine kleine Johannes-Figur, die den Heiligen so zeigt) u. a. m.

Ebenso liegt auf der Hand, daß Herkunft und Bedeutung der Vergleichsglieder in Vergessenheit geraten können, der Vergleich damit „dunkel“ werden kann – im Französischen sagt man:

tranquille comme Baptiste, fier comme Artaban, se porter comme le Pont-Neuf

Ohne spezifische Kenntnisse – oder Untersuchungen – sind solche Vergleiche „undurchschaubar“.

Wieder andere Vergleiche drücken eine – zeitgenössische oder für vergangene Epochen charakteristische – Lebenserfahrung aus: *menteur comme un arracheur de dents, long comme un jour sans pain*. Solche Erfahrungen können Vergleichsgliedern (selbst) zugeschrieben werden, obwohl (nur) der Mensch, der mit den von ihnen bezeichneten „Dingen“ umgeht, zu ihnen fähig ist: *libre comme l'air* – nicht die Luft ist frei, sondern der Mensch fühlt sich in der Luft frei; *bon comme le pain* – das

Brot, als „treustes“ Nahrungsmittel, tut dem Menschen gut; *triste comme un bonnet de nuit* – die (Nacht-)Haube wirkt „triste“ oder gibt dem Menschen ein „tristes“ Aussehen, *malheureux comme les pierres* – „die Steine machen den Menschen traurig“ usw. Personifizierungen, Metonymien und andere Figuren überlagern sich mit der Struktur des Vergleichs (A ist) (so) *x wie y*.

Dem intensivierenden Vergleich liegt, so sahen wir, eine strukturelle Fiktion zugrunde – „so, als ob y nur ... wäre“; diese – implizite – Fiktion kann auch explizit ausgedrückt werden:

„*saufen wie ein Loch*“

d. h. „so (viel!) saufen, als wenn man (im Magen) ein Loch hätte, als wenn man nur ein Loch wäre, als ob alle Merkmale, aus denen man besteht, ‚löcherig‘ wären, so daß man nie ‚voll‘ werden kann“. – Hinzu kommt hier eine Personifizierung: nicht das Loch säuft, sondern der Mensch.

Mit solchen Einheiten stehen wir an der Grenze zu einer höchst variationsreichen, im Grunde unerschöpflichen, mehr oder weniger willkürlichen „Assoziationssskala“:

pleurer comme un veau – ein Rind oder Kalb heult nicht;

maigre comme un clou – ein Nagel kann nicht „dick“ sein, also auch nicht mager – höchstens „dünn“, und das macht ihn zum Symbol der Magerkeit;

nu comme un ver – drückt ein Wurm die Nacktheit besonders plastisch aus? Das heißt, ist der Vergleich besonders treffend?

sourd comme un pot – da ein Topf nicht hören kann, kann er auch nicht taub sein; auf der anderen Seite hört er „garantiert“ nicht das Geringste;

dormir comme un sabot – warum wird aus der unerschöpflichen Zahl der Dinge, die nicht schlafen (können), gerade der „sabat“ („Holzschuh“) gewählt? Wir haben hier – zumindest synchron – eine beliebige Exemplifizierung.

Mit den letzten beiden Beispielen kommen wir wieder an einen Grenzfall – den der semantischen „Dunkelheit“.

Wie sich also zeigt, können die intensivierenden Vergleiche aus sehr unterschiedlichen Gründen dunkel sein:

aus historischen

– die Vergleichsglieder oder/und ihre Eigenschaften sind in Vergessenheit geraten;

aus Gründen der Verkürzung

– vgl. *se donner un mal de chien* – d. h. *chien de*

chasse; saigner comme un boeuf – qu'on a égorgé (ähnlich dt. *bluten wie ein Schwein*);

aus „stilistischen“ Gründen

- Personifizierung, Metonymie, Fiktion und andere „Figuren“ können mehr oder weniger schwer durchschaubar sein; aus Gründen einer (mehr oder weniger) willkürlichen Wahl des Vergleichsglieds.

Die Übergänge zwischen diesen Formen der Dunkelheit sind selbstverständlich fließend, und sie können kontaminiert auftreten.

Die Vergleiche *être sourd comme un pot* und *dormir comme un sabot* führen auf unsere grundlegenden Ausgangsüberlegungen zurück: wenn das Merkmalgefüge des Vergleichsglieds im intensivierenden Vergleich auf eine – ausschließlich geltende – Eigenschaft reduziert wird, die es – im höchsten Grad – ausdrücken soll, gleichzeitig aber (bereits) gesagt ist, worum es geht – d. h. diese Eigenschaft schon vorweg angegeben ist: „être sourd“/„dormir“/... –, dann erfüllt auch eine Leerformel

X ist/handelt so a/b/c/... wie a₁/b₁/c₁/...

ihren Zweck, d. h. kann – im Grenzfall – ohne das Verständnis zu stören – jedes Lexem eingesetzt werden, um (lediglich) den höchsten Grad des bereits Genannten auszudrücken:

schlafen wie ein

- *Bär/Sack/Ratz/Stein/Murmeltier*

Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt – ebenso wenig wie dem Spieltrieb. Dem Verständnis tun solche Assoziationsvariablen keinen Abbruch; denn funktionell erfüllt im Extremfall jedes Vergleichsglied seinen Zweck.

Wie sich also zeigt, liegt in der Struktur des intensivierenden Vergleichs selbst eine Tendenz zur Dunkelheit; historische Begründungen allein greifen ebenso zu kurz wie syntaktische Erklärungen. Und diese Tendenz manifestiert sich objektsprachlich durch die Tendenz zur Serienbildung (*schlafen wie ...*).

Mehr noch: auch die im Extremfall völlig freie Wahl des Vergleichsglieds wird objektsprachlich bestätigt. Fülle ich die Leerformel erklärend aus, ergibt sich:

stumm sein/schlafen/... wie

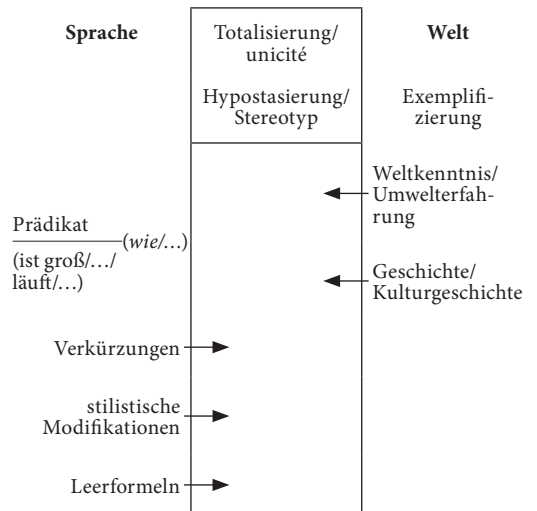
- a) alles, was man zum Vergleich heranziehen mag
- b) irgendetwas (Beliebiges), was man zum Vergleich heranziehen mag

a) ist im Französischen lexikalisiert: ... *comme tout*;

b) im Deutschen: ... *wie nur (et-)was*.

Allerdings sind beide Lexikalisierungen in der Verwendung syntaktisch restringiert. *Comme tout* steht nach Adjektiven, prädikativ: *c'est facile comme tout; elle est gentille/jolie/... comme tout*⁴⁰. Inwieweit zusätzlich eventuell noch Kontextrestriktionen vorliegen, ist ohne Detailanalysen schwer auszumachen. – *Wie nur (et-)was* steht in Verbindung mit *laufen/rennen/rasen/.../draufschlagen/.../lügen/stehlen*, d. h. zunächst, kategorial, bei Verben, und dann schwerpunktmäßig in den Wortfeldern „Geschwindigkeit“, „schlagen“ und „unehrlich“; doch ist auch hier die genaue Abgrenzung nicht ganz einfach. – Aus syntaktischen und (anderen) kontextuellen Gründen handelt es sich, wie man sieht, bei der französischen und der deutschen Floskel nicht (genau) um Äquivalente.

Schematisch zusammengefaßt läßt sich der intensivierende Vergleich also folgendermaßen darstellen:



Im Grenzfall der Leerformel – und auch bestimmter stilistischer Modifikationen – werden „Dinge“ miteinander verglichen, die sich „an sich“ gar nicht miteinander vergleichen lassen, da sie kein (faßbares) Merkmal gemeinsam haben; wir haben einen Vergleich des Unvergleichbaren. Dieser Vergleich entspricht kategorial dem, was ich an anderer Stelle die „reine Ähnlichkeitsmetapher“ genannt habe⁴¹.

⁴⁰ Nach Grevisse 1996.

⁴¹ Vgl. dazu meine Einleitung in die *Deutsche Idiomatik* 1993 und Schemann 1981, S. 25 ff.

Will man diese Leerformel – und andere Grenzfälle, wie sie durch *dormir comme un sabot* repräsentiert werden – durch eine Paraphrase auflösen, müßte man wohl Umschreibungen wählen wie: „den Prozeß des Schlafens so (gut/gelungen/...) durchführen, wie er das erlaubt/wie das nur möglich ist“; „das Schlafen ganz den Bedingungen/Gesetzen des Schlafens entsprechend durchführen“: da die Leerformel keinerlei faßbare Vergleichselemente hinzufügt, führt die Merkmalanalyse zu einer Tautologie:

schlafen wie – höchster Grad: „schlafen“

Da man nicht angeben kann, was „der Prozeß des Schlafens“, das „Schlafen“, die „Gesetze des Schlafens“ „eigentlich sind“, drücken Wendungen wie „es ist gar nicht zu sagen“, „du/man kannst dir/kann sich/... gar nicht vorstellen, wie ich geschlafen habe“ u. ä. das hier implizit Ausgedrückte explizit aus.

Von hier aus wird auch die Tendenz zur Spielerei verständlich: wo keine semantischen Fesseln herrschen, kann der Spieltrieb sich frei entfalten – *s'ennuyer comme un rat mort, il pleut comme vache qui pisse* –, und ebenso wird die Abgrenzung zum qualifizierenden bzw. intensivierend-qualifizierenden Vergleich am augenfälligsten: dt. *wie von einer Tarantel gestochen, sprang er hoch*, it. *se alzò come una molla* intensivieren nicht nur, sondern geben auch das „Wie“ des „Sich-Aufrichtens“ an, sind also (gerade) keine semantisch (völlig) entleerende Spielerei. – Übergangerscheinungen und Grenzfälle sind hier natürlich nicht selten.

Von hier aus ist auch noch einmal auf intensivierende Vergleiche wie *nu comme un ver* zurückzukommen, die, wie wir sagten, überzeugen: das Bild wirkt nicht nur als Vehikel, sondern (auch) durch sich selbst; es veranschaulicht, konkretisiert. Gerade indem es dies tut, qualifiziert es – aber – auch: der Vergleich drückt den höchsten Grad also nicht „rein“ aus, sondern – zugleich – eine spezifische Weise seiner Verwirklichung; und da jede spezifische Verwirklichung den denkbar höchsten Grad schon wieder einschränkt, erweist sich gerade der – „ästhetisch“ – überzeugende Vergleich als weniger extrem intensivierend.

Aus diesem Grund bilden nur die Leerformeln und andere (aus sprachinternen oder -externen Gründen) nicht durchschaubaren „dunklen“ Vergleiche in reiner Form eine Wiedergabe der fiktiv erreichten Grenze bzw. den absoluten Grenzwert: nur das, was inhaltlich nicht ausgefüllt werden

kann, bildet (auch) für (den Akt der) Totalisierung kein Hindernis. Das Intensivierungsmuster ist in seiner reinsten Ausprägung ein rein formales Muster, getragen von der fiktiven Gleichschaltung aller Qualitäten (Merkmale), so daß nicht nur alles für alles eintreten kann, sondern alles (Besondere) „nichts“ ist.

Der Kern des totalisierenden synonymbildenden Akts, so wurde deutlich, ist also folgender: zum Ausdruck des Gemeinten – Intention/Illokution: „schlafen/trinken/ohrfeigen/dumm sein/...“ in seinem höchsten Grad – werden – in einem spezifischen Situationskontext – die unterschiedlichsten „Elemente“ der Welt – d. h. die unterschiedlichsten Elemente des Kontexts der Kultur – herangezogen, die in einer – bis zur formalen Leerformel gehenden – neuen Umgebung ihren Eigenwert schließlich völlig verlieren. Hierin liegt nun auch der gemeinsame Kern aller Formen der Synonymiebildung – sei es durch die Synekdoche, die Metonymie, die Metapher, den Vergleich, die Folge oder das Bild: je stärker das Gemeinte an Intensität gewinnt, um so mehr verblassen die zu seinem „Ausdruck“ herangezogenen Elemente in ihrem Eigenwert. Bezogen auf unseren Zusammenhang: je stärker die Intensivierung bei den sich in der Übertragung synonymisch „angleichenden“ idiomatischen Ausdrücken, um so geringer die Funktion der Ursprungsbedeutung ihrer Konstituenten; um so größer also die Annäherung an die Bedeutungs-gleichheit, die im (absoluten) – nur fiktiv-formal andeutbaren – Grenzwert erreicht ist.

Um dieselbe Gesetzmäßigkeit auch am Beispiel der Folgebeziehung zu zeigen: je unwahrscheinlicher die Folge realiter ist, um so sicherer handelt es sich um eine Intensivierung und um so höher ist ihr Grad. Sage ich *Karl schreit, daß man sich die Ohren zuhält*, drückt gerade die real mögliche Geste aus, daß das Schreien sprachlich seinen stärksten Ausdruck noch nicht gefunden hat. Anders in einer „fiktiven“ – d. h. faktisch oder/und logisch unmöglichen – Folgebeziehung: *Er schreit, daß man ‚verrückt‘ wird/vor Schreck auf den Hintern fällt/einem alle Nerven platzen/...* Eine Hyperbolik, deren Folgebeziehung man sich realiter gar nicht mehr denken kann, ist die größtmögliche Intensivierung mittels der Folgestruktur.

Ist die Hyperbel als realiter nicht explizierbares, d. h. fiktives „Bild“ die adäquateste anschauliche Darstellungsform der Intensivierung, dann ist im Grenzfall die völlig fiktiv – hyperbolische Ursa-

che – Folge – Angabe – genau wie der semantisch entleerte intensivierende Vergleich im Grenzfall als rein formales Strukturmodell – der exakteste Ausdruck des höchstmöglichen Grades, den diese Intensivierungsform zuläßt. Die Ursache-Folge-Beziehung – eine logische Relation – hebt sich in der Negation des Faktischen und, stärker noch, in der Negation des Logischen selbst auf. Aus diesem Grund stehen im übrigen auch die Reihenbildungen bei den Intensivierungsadverbien – *schrecklich/fürchterlich/entsetzlich/... (hoch/dumm/...)* – den Reihenbildungen bei den intensivierenden Vergleichen parallel zur Seite: der zunehmenden semantischen Entleerung (der sog. Ursprungsbedeutung) entspricht eine um so höhere Adäquatheit in der Intensivierungsfunktion. Daher drücken auch von allen Intensivierungsadjektiven oder -adverbien die überhaupt nicht mehr etymologisch faßbaren Elemente – im Französischen beispielsweise *fameusement/drôlement/vachement/...* – die Intensivierung am reinsten aus – wie bei den intensivierenden Vergleichen das inhaltsleere *wie nur etwas* bzw. „dunkle“ Vergleiche; *c'est vachement intéressant* ist dasselbe wie „das ist interessant wie nur etwas“.

Hiermit schließt sich der Kreis: in welchem Bereich (des Lebens oder der Welt) – des Kontexts der Kultur – das Exempel gefunden wird, ist prinzipiell belanglos, da sich an allen „Elementen“, die eine (weite) Grenze, ein (hohes) Maß, einen (starken) Grad ausdrücken, der (hohe oder höchste) Grad komplikationslos „ablesen“ läßt. Den letzten Sinn dieser Operation erkennt man indessen erst dann, wenn man erkennt, daß sie das Wesen (des Ursprungs) des Worts offenbart: indem zwei oder mehrere Erlebnisse oder Erlebnisformen (innere Welt), zwei oder mehrere Wahrnehmungsvorgänge (äußere Welt), zwei oder mehrere Phantasieoperationen (fiktive Welt) – oder alle diese zusammen – ineingesetzt werden – so daß die Besonderheit der „Ausgangseinheiten“ entleert und damit vernichtet wird, wird das Wort – als Bild oder Metapher – geboren. Die idiomatische Synonymbildung exemplifiziert die Bildung des Worts, das auf die Synonymität – das Gleiche – unterschiedlicher Elemente – des Ungleichen – zurückgeht. Daher auch letztlich das Interesse, das die Synonymität immer wieder gefunden hat.

b. Analyse der einschlägigen Synonymblöcke

Schauen wir uns nun die (großen) Synonymblöcke in unserem *Synonymwörterbuch*, die auf Ver-

gleichen beruhen, welche „auf dasselbe hinauslaufen“ – d. h. zu einer (mehr oder minder) identischen Bedeutung führen –, einmal genauer daraufhin an, was sie charakterisiert und was dementsprechend die identische Bedeutung (in der Hauptsache) konstituiert.

Ca 1.3 „schön (bes. von einer Frau)“ geht maßgeblich (bei (1), (2), (3)) auf die Präsupposition zurück, daß ein Gemälde schön ist. Mehr: mit seiner „idealisierenden Darstellung“ repräsentiert es eine Schönheit, wie sie realiter nicht oder doch nur in Grenzfällen vorliegt. Die Fiktion des Vergleichs deckt sich also in seiner Grundlage mit den Prinzipien der „klassischen Ästhetik“. Geht man von dieser Grundlage aus, bilden die erwähnten Einheiten das, was Duchazček die „totale Synonymität“ nennt, denn der Referenzbezug („Frau“) ist ebenfalls identisch.

(4) ist in seiner Vergleichsgrundlage völlig „fiktiv“, denn von dem Aussehen der Engel haben wir keinerlei Erfahrung. Zu der symbolischen Vorstellung von diesen Wesen gehört allerdings wohl nach wie vor, daß es (eher) junge Mädchen oder auch schöne Jünglinge sind – wenn das Geschlecht nicht sogar eigens „ausgeklammert“ wird, es sich also um androgyne Wesen handelt. Die Schönheit wird hier also gleichsam doppelt suggeriert: einmal durch das – im fiktiven Vergleich – hypostasierte Bild von „dem“ extrem schönen Wesen (extremer Grad) und zum andern durch seine Gleichsetzung mit einem (Schönheits-) Ideal: dem schönen (im Bildspender androgyn, weiblich oder männlich vorgestellten) Wesen, das in seiner idealen Form durch die Phantasie von allen körperlichen „Beschränkungen“ befreit ist.

(5) – zu dem wir in der *Deutschen Idiomatik* noch die wohl häufigere Parallelförmigkeit ... *wie der junge Morgen* finden – operiert auf dem Hintergrund eines sehr alten, in vielen Mythen verbreiteten Bildes: der täglich wiederholten Neugeburt der Welt im Aufgehen der Sonne. Natursymbolik. *Der junge Morgen, der junge Tag* geben die Schönheit dieser Neugeburt im Spiegel des Erlebens der Menschen wieder, in deren sprachlicher Kommunikation diese Ausdrücke entstanden. Bezog sich dieses Erleben damals, bezog es sich später und bezieht es sich heute nur auf die schöne Frau? Oder sprengt das Insgesamt von „neu erwachter, gleichsam entstehender ursprünglich-lebendiger Natur“ jede Bindung an Geschlecht, an Alter, ja, an den Menschen? – Das Pathos, das wir noch heute mit

diesen Einheiten verbinden – wenn wir sie (noch) gebrauchen –, zeigt, wie sehr uns das hier skizzierte Naturgefühl, die Naturnähe verloren gegangen ist: nur mit Mühe – eben pathetisch – holen wir es in unsere „Welt“ zurück.

Die Bedeutungsnuancen, die diese Idioms von der ersten Untergruppe trennen, sind damit ausgedrückt. Sie gelten selbstverständlich nur dann, wenn man die Bildbedeutungen zumindest noch in ihrem Nachwirken zum heutigen Bedeutungsgehalt zählt.

Ac 5.10 „schwarz“ hat seinen Kern in dem Bezug auf das Haar. (6) würde ich persönlich auf keine andere Erscheinung anwenden, (4) und (5) vielleicht noch auf das Aussehen, insbesondere die Haut von Menschen ganz allgemein. – (7) evoziert „finster“, und (8), wohl sehr selten, suggeriert natürlich das Geheimnisvoll-Verführerische, wie es der Teufel oder „das Teuflische“ nach jahrhundertelanger Vorstellung symbolisiert. – Inwieweit solche Evokationen, eine solche Symbolik auf die Verwendung der Einheiten heute noch einwirkt, muß ich hier offen lassen; nur Detailuntersuchungen könnten das klären.

Viel allgemeiner im Bezug ist *pechschwarz*. Allerdings auch nicht völlig frei – wie etwa das Adjektiv *schwarz*. So würde man beispielsweise wohl kaum von einem **pechschwarzen Anzug* oder einem **pechschwarzen Tisch* sprechen. Und bei (3) dürften sich die Assoziationen an das „Dunkle“, auch „Tief-Funkelnde“ und vielleicht auch das „Verrübende“ der Kohle nicht ganz verloren haben.

Im Bezug auf das Haar scheinen mir alle Einheiten dieses Blocks total synonym – außer (6), das einen „feinen“, „vornehmen“, und (3), das einen weniger „vornehmen“ Akzent hat. Und als relativ frei vom Kopftextbezug sind dann (1) und das weniger gebräuchliche (2) wiederum total synonym.

Der Leitgedanke für die Synonymbildung ist also: das „(verführerisch-) tiefschwarze Haar“.

Halten wir zum Vergleich **Ac 5.9 – weiß wie Schnee/ die Unschuld** daneben: (1) suggeriert die Reinheit (der Natur) des weißen Schnees, während (2) diese Reinheit ins Moralische wendet – eine Wendung, die wir heute wohl nur noch ironisch wiederholen können, wenn wir nicht ins Lächerlich-Pathetische verfallen wollen. – Ich ziehe diese Einheiten hier vor allem deswegen heran, weil in diesem Vergleich „idiomatisch weiß – schwarz“ natürlich mehr anklängt als sich historisch wandelnde Einstellungen zu Bildbedeutungen: wer Farbvergleichen, ja, überhaupt Farblexemen genauer nachgeht, wird auch der Farbensymbolik Aufmerksamkeit schenken müssen. Ich deute das hier lediglich an; die Blöcke 11, 12, 13 und 14 – fast alles Farbvergleiche (oberflächen- oder tiefenstrukturell) – können dazu einen ersten Zugang bilden. Daneben belegen sie im übrigen – wie schon *pechschwarz* (im Vergleich mit *schwarz wie Pech*) und unzählige andere Beispiele –, daß ein Ausschluß der Wortbildung aus der Idiomatik oder Phraseologie semantisch kaum zu rechtfertigen sein dürfte.⁴²

Ca 3.4. „stark“ bezieht seine Einheitlichkeit aus dem Bezug aller Einheiten bis auf die letzte auf den Bär: er ist das Tiersymbol für Kraft, Gesundheit, „Urigkeit“.

(6) und (7) unterstreichen den angegebenen Bezug auf sehr aufschlußreiche Weise. „Berserker, aus dem Altnord. entlehnt, war urspr. nur die Bez. für das Bärenhemd (serkr = Hemd, Gewand; ber = Bär), in das sich die skandinavischen Krieger hüllten, um die Kraft des Bären durch das Fell auf sich zu übertragen. Dieser Glaube, daß die Stärke der wilden Tiere auf den Träger ihres Felles übergeht, ist eine bei Naturvölkern weit verbreitete Vorstellung. Berserker nannte man dann in Nordeuropa die Männer, die durch eine Bärenhaut ein solch furchterregendes Aussehen erhielten, daß man von ihnen glaubte, sie könnten zeitweilig wirkliche Bärengestalt annehmen. Ähnl. wie die Werwölfe wurden sie als Wesen zwischen Mensch und Tier mit übernatürl. Kräften gefürchtet. Die altisländ. Sage berichtet von ihrer blinden, tierischen Wut, der nichts widerstehen konnte, obwohl sie ohne Waffen kämpften.“⁴³ – Ich zitiere diese Stelle so ausführlich, weil sie dreierlei belegt: die Einheitlichkeit fast des ganzen Blocks, das funktionelle Ineinanderübergehen von Haut (Gestalt, Organ...) und Kleidung – ein Leitgedanke in der Idiomatik – und die weiterwirkende Kraft mythischen oder halbmythischen (ebenso wie religiösen,

⁴² Dazu I. Barz (2007), in *Phraseologie*, II,3 und die dort angegebene Literatur. – Wenn auch in zahlreichen Komposita Übertragungen bzw. Figuren operieren und sie dadurch den idiomatischen Ausdrücken grundsätzlich angenähert werden, so ist es doch nicht dasselbe, ob ich sage: *pechschwarz* oder *so schwarz wie Pech*, *aalglatt* und *sich wenden wie ein Aal* usw. Schon die unterschiedlichen syntaktischen und kontextuellen Modalitäten zeigen die ungleich stärkere Prägung der idiomatischen Einheiten durch das Bild. – Vgl. dazu Schemann (2008b).

⁴³ Röhrich, Stichwort *Berserker*.

historischen u. a.) Gedankenguts. Dem „ungeleckten“, treuherzigen Bären steht die „rasende“ Wut der „Bärenhauttragenden“ zur Seite.

Diese Bedeutungselemente dürften (6) und (7) heute kaum haben, denn welcher Sprecher weiß noch, wer die Berserker sind oder waren? Doch die „unbändige“, alles Widerstrebende „überfahrende“ Kraft drücken diese Einheiten nach wie vor aus.

Eine ganz andere Kraft – oder besser Stärke – zeichnet den Löwen aus: mutig, herrscherlich, „bezwingend“. Insofern fällt (8) etwas aus dem Rahmen.

„Bär“ – „Bärenkraft“ – ihr zugeordnet: die „Bärengesundheit“: einheitlicher kann ein Synonymblock kaum sein.

Bei **Ca 2.4**. „lang“ ist als bildhafte Vorstellung leitend:

- a) „Stange“, „Latte“ – daneben „Gestell“, d. h. „dünn und (sehr) lang“ ((1), (5) und (8));
- b) „Elend“, „Leiden“ ((3) und (7));
- c) „Laban“ ((4): „möglicherweise in Anlehnung an die Bibel: Schwiegervater Jakobs, der auf seine Frau, Labans Tochter Rahel „lange“ zu warten hatte: „Laban“, „der langsam, zögerlich Handelnde“ → „der Lange“: Transposition von der Zeit in den Raum? – atypisch; typisch: „vom Raum in die Zeit“. Heute verallgemeinert: „hochgeschossener, schlaffer Mensch“ – steht gleichsam zwischen (a) und (b);

Der Leitgedanke ist also: „lang“ – „übergroß“ – „fast ins Kränkelnde gehend“ und insofern ein „Laster“ (← „wie eine ‚Last‘ Wirkendes“?).

Ca 2.5. „lang und dürr“ bildet zu dem vorhergehenden Block eine passende Ergänzung.

Es fällt in **Ca 2.4** auf, daß viele Substantive dieses Blocks als freie Form eine ganz andere Bedeutung haben. Kein Wunder daher, daß man bei ihnen, wenn sie als Symbol für einen „langen Menschen“ dienen, das Adjektiv *lang* hinzusetzen muß. Anders als bei *Lulatsch*, u. U. bei *Laban* und bei *Bohnenstange*, bei dem allerdings meist *eine richtige* (o. ä.) als idiomatisches Attribut fungiert.

Nur (2) ist formal ein Vergleich. Bei allen anderen Einheiten handelt es sich um Personifizierungen. Wir hätten den Block also auch dort behandeln können.

Alle bisher behandelten Vergleiche drücken dauernde Eigenschaften aus, Qualitäten also, die die

„Dinge“ „ihrer Natur nach“ auszeichnen. Anders bei den im folgenden zu behandelnden Attributen.

Da 6.13 veranschaulicht den Schrecken, der uns „die Farbe wechseln“, „bleich“ werden läßt, anhand von *Kreide*, *Kalk* und *Wand* – die gekälkt ist, neben *Wachs* und der „farblosen Farbe“ *weiß*. Vorherrschend als Bildspender ist also „Kreide“ – „Kalk“. Das Gesicht oder die Haut verliert also nicht nur die Farbe, sondern auch – und vor allem – den „Ausdruck (des Innern)“, d. h. das „Leben“. Kreide und Kalk „versteinern“ („*Kalk – stein*“). – *Wachs* unterstreicht, daß das „Leben“, das „Blut“ gewichen ist; doch es war einmal da – wie der Wachs als Erzeugnis der Bienen ein „erstarrtes Lebensprodukt“ ist.

Das „Weiß“ von *Kreide* oder *Kalk* als Vergleichsobjekte zu *bleich* ist sehr verschieden von dem „Weiß“ des *Schnees* (oder gar der *Unschuld*); die Farbsymbolik ist von dem Normbezug des Kontexts hier so wenig zu trennen wie bei der Symbolik oder den Personifizierungen und anderen Idealisierungen.

Auch in **Ca 1.31** erscheint **bleich** – doch gekoppelt an Tod (5) und *Lein(en)tuch* (6) neben *Wachs* (7) (wie oben). – Die meisten anderen Vergleichselemente wandeln den „Todesbezug“ ab: (*lebendige*) *Leiche*, (*lebende*) *Leiche*, *Leiden Christi*, *leibhaftiges Elend* und das schon erwähnte *Lein(en)tuch* – in das man Christi Leiche bettete. Alles Bezüge, die in ihrer – religiös untermauerten – Sinnfälligkeit derart niederdrückend wirken, daß es in der Tat zum *Gotterbarmen* (9) ist...

Schatten (10), (11) kann man als das Todes-Symbol des Lebendigen verstehen: als den „Reflex“, den das gleicherweise auf Lebendiges wie auf Totes fallende Licht außerhalb seiner produziert, so daß die lebendige Gestalt im Raum als vernichtet erscheint, verbannt in das „Reich des Schattens“ oder „Todesreich“. – *Gespens* (2) illustriert diesen Bezug ebenfalls, während (1) *wie ausgekotzt* davon frei ist und häßlich-derb wirkt.⁴⁴

Viele Einheiten dieses Blocks sind heute nicht mehr sehr gebräuchlich, wohingegen andere (etwa (1), wohl auch (2) und (12) (vgl. jedoch das Folgende)) nach wie vor zum lebendigen idiomatischen Sprachschatz gehören.

⁴⁴ Zu *leibhaftiges Elend* vgl. im folgenden *das heulende Elend bekommen*.

Auf den ersten Blick scheinen die Phraseme dieses Blocks etwas heterogen zu sein; bei näherem Hinsehen erweisen sie sich, wie die Analyse zeigt, als ein Ausdruck der Todesverfallenheit. Die Leerstellenbesetzung ([hum] an der ersten Stelle) dürfte von Idiom zu Idiom kaum nennenswerte Differenzen aufweisen. Differenzierend wirken also (lediglich) ihre unterschiedliche Gebräuchlichkeit und ihr unterschiedliches Pathos.

Die letzte Einheit, *nur noch ein Schatten seiner selbst sein*, wird heute (eher) global metaphorisch übertragen gebraucht – bezogen auf „Wirksamkeit“, „Leistung“, „Überzeugungskraft“ u. ä. Die Präsupposition hat sich demnach verändert: der Mensch, von dem das ausgesagt wird, war einmal eine „faszinierende“, „überzeugende“, „beeindruckende“ „Persönlichkeit“, d. h. ein Mensch, dessen „Ausstrahlungskraft“ – das, was die „bezwingende Lebens-Macht“ eines Menschen ausmacht – die anderen in ihren Bann schlug. Diese Macht ist nun – ihr eigener Schatten: aus ihm gewichen, hat ihn gleichsam als Hülle zurückgelassen. Vor dem Hintergrund der übrigen Phraseme wirkt gerade diese nur scheinbar aus dem Rahmen fallende Einheit als ein eindrucksvolles Bild der Erloschenheit des Lebens.

Die Idee *bleich* wird idiomatisch, wie sich zeigt, in äußerst eindrucksvollen Vergleichen bildhaft evoziert.

Kaum weniger einsdrucksstark ist **Cb 3.62**, dessen Kern das schon bei „bleich“ berücksichtigte „(wie) ein Häufchen Elend“ bildet. Dieser nach wie vor lebendige „personifizierende Vergleich“ wird historisch erklärt durch die Bedeutung „Fremde“, „anderes Land“, dann fig. „auf der Welt/in einem Land – als wäre es „die Fremde“ (vgl. „Entfremdung“), und schließlich, quasi-personifiziert: *das Elend bekommen*: „von einer ‚Stimmung‘ befallen werden, die – ähnlich dem „Moralischen, den man hat oder bekommt“ – einen alles so empfinden läßt, „als säße man, auf immer einsam und verlassen, in der ewigen Ferne“.

Nimmt man *das Häufchen Elend* zu den übrigen Bildern, dann wird deutlich, wie hier eine Idee: „einen kümmerlichen Eindruck machen durch den Ausdruck des Seelischen im (ganzen) Leib“ vielfältig und lebendig variiert wird. Nicht zuletzt des-

wegen dürften die meisten Phraseme dieses Blocks nach wie vor so viel und so gern gebraucht werden.

Mit Ausnahme von +/- pathetisch scheinen alle Einheiten völlig synonym.

Die Leerformel als Vergleich illustriert **Cc 9.5**. Der Block hat seinen semantischen Kern in „*Dreck*“. (3) intensiviert (1) und (4) gibt ein derbes Beispiel (Synekdoche). – Das frech-dreiste Reden veranschaulicht dann der Rohrspatz ((4); Tiersymbolik), und als „Typ“ dafür erscheint „unser Oskar“, d. h. ein x-beliebiger „Kerl“ mit einem „ungewaschenen Maul“, der die „Frechheit par excellence“ exemplifiziert (dynamische Synekdoche).

Und die Folge oder Folgewirkung, als Ausdruck des hohen und höchsten Grades, belegt **Cc 29. 2**: Ursache: Scham (oder auch die Verlegenheit), Folge: man wird rot. – Die Einheiten sind nach der Climax angeordnet, die durch eine Totalisierung realisiert wird: (4) „über und über“ – „ganz“, (5): „wie ein Puter“ – „völlig – wie jedes Tier, „das nur aus rot besteht““ (vgl. **Cc 29.3**: „wie eine Tomate“), (6): „mehr als ganz“ – am Rande der Fiktion; (7): hyperbolisch: „der ganze Kopf – „und nicht etwa nur das Gesicht“, (8) „hoch – rot“ + *Ballon* – eine verbreitete, ziemlich saloppe Metapher für „Kopf“. – Im übrigen gilt für diesen Synonymblock, was ich im Anschluß an **Cc 29.9** an anderer Stelle geschrieben habe.⁴⁵

Wenn man (2) an die letzte oder zweitletzte Stelle (ver-) setzt, bildet **Cb 2.22**. „*vor Freude/Glück/... strahlen*“ eine noch gelungenerere Climax:

- a) *regelmäßig/... strahlen*;
- b) *über das ganze Gesicht...* – Totalisierung/ Fiktion (bestimmte Teile des Gesichts können gar nicht strahlen);
- c) *über die Teile des Gesichts (Backen)* : Konstitution des Ganzen (Totalisierung);
- d) *über alle vier Backen*: Hyperbolik – Fiktion – witzig;
- e) ... *Honigkuchenpferd...*: Beispiel für das Kitschig-Einfältig-Absurde dieses Strahlens; „als Ideal gebacken“;
- f) ... *Vollmond...*: Wortspiel mit *strahlen*: Mond + Freude im Gesicht ...; das einfältig-absurde Strahlen an den Himmel projiziert (vgl. den „Mann im Mond“); das einfältige Strahlen ergießt sich von dort fiktiv – natur-symbolisch über den Erdball.

Kann man den „zufrieden-glücklich strahlenden Einfaltspinsel“ humorvoller darstellen?

⁴⁵ Schemann (2003), S. 115ff.

Es liegt auf der Hand, daß die erste Gruppe dieser Einheiten auch „ernst“ gebraucht wird – d. h. ohne Einfalt –, wohingegen die zweite als Bild humorvoll – ironisch – fiktiv ist. Hyperbolische Fiktion als komische und kritische Natursymbolik.

Verschachtelt und auf mehrere Blöcke verteilt ist „schnell“ – „flink“.

Aa 14. 41 drückt die von Natur vorliegende Eigenschaft „flink-schnell“ aus und zerfällt in drei Untegruppen. Einmal einen Vergleich mit *Wiesel* und *Maus*, der die rasche, gewitzte, vom Lebensinteresse gesteuerte Beweglichkeit des ganzen Körpers ausdrückt ((3), (4), (5)). – Dann die „reine Schnelligkeit“ im Laufen bzw. Rennen auf der einen ((1), (2)) und der rasche – oder auch nicht rasche – *Schritt* ((6), (7)) auf der anderen Seite. – Der Block ist also ziemlich heterogen, die Synonymität begrenzt: auf (1) und (2) (Quasi-Synonymität) bzw. (3), (4) restringiert; (6) und (7) sind sehr spezifisch.

Aa 14.25 gibt in der Mehrzahl der Phraseme das Los- oder Davon-Stürzen – mit blitzhaftem Start und größter Geschwindigkeit – wieder, ein „Aspekt“, der in vielen Sprachen (teil-) systematisiert vorliegt⁴⁶ – offenbar, weil er eine häufige Lebenserfahrung verbalisiert („fluchtartig abhauen“, „in aller Eile/plötzlich losjagen“, „mit unglaublicher Geschwindigkeit abfliegen“ u. ä.). Im Deutschen drücken das u. a. die Partikel *los-* und *davon-* (+ Verb) aus. – *Blitz* und *Wind* (dies intensiviert durch die selteneren *Sturm-* und *Wirbelwind*) sind die wichtigsten durch die Natursymbolik nahegelegten Vergleichselemente. – Der Vergleich mit der *Rakete* (3) ist ein Neologismus. – (4), (7) und (9) sind spielerisch – ironische Bilder, von denen das erste, „lexikalisiert“, seine Bildkraft eingebüßt hat und heute als reine Floskel operiert und die beiden ändern – in der Bildbedeutung vielleicht noch obsoleter – nur noch selten gebraucht werden dürften. Das Kleidungsstück „vertritt“ bei (9) das Organ (die Füße); hier scheint sogar die Bedeutung – „Schnelligkeit“ – „überhitzt“ – „sich (unter Druck) einlaufen“ – nach meinen Unterlagen im Bewußtsein der Sprecher nicht mehr fest zu sein. – Die Floskel *wie ein Wilder etw. tun* (9) bezieht sich bekanntlich nicht nur auf das Rennen, sondern auch auf Wutausbrüche u. ä. (... *losbrüllen*, *-schreien*, *da ... herumtoben* u. a.). – Die alternative Wegrichtung (nach „vom Sprecher oder einem dritten Punkt – ‚weg‘“, „zu... hin“ und „vor/neben/... (her)“) scheint mir neutralisiert.

Leitend im ganzen Block ist die Natursymbolik von *Blitz* und *Wind*, auf die ja auch die Synonymität der entsprechenden Phraseme zurückgeht. Von einer dieser Untergruppen zur anderen besteht lediglich Quasisynonymie, da die Bewegungsform des Blitzes eine andere ist als die des Windes. – Die Ausdrücke mit *Rakete* stehen denen mit *Blitz* naturgemäß näher als denen mit *Wind*; beide lassen neben [hum] auch Apparate u. ä. als Valenzbesetzung zu.

Aa 19.2. drückt ein Geschehen aus, das plötzlich eintritt, auf das man nicht gefaßt war. Der Bildvergleich von (1) gibt diesen „Aspekt“ sehr plastisch und konzis wieder.

Die Valenzbesetzung ist bei den einzelnen Einheiten etwas unterschiedlich; ich habe sie durch Querstriche angedeutet. – (4) bezieht sich häufig auf Häuser, Wohnblöcke, ganze Viertel oder Städte, während brisante Neuigkeiten *wie ein Blitz einschlagen*, feindliche Truppen, Menschen, die einen Überfall planen, u. ä. *wie aus dem Nichts auftauchen*, Reichtümer usw. (nicht) *(wie) vom Himmel fallen* (Präsupposition: „man muß etwas dafür tun“) und eine halbruierte Firma u. dergl. u. U. auf ein *aus dem Boden gestampft*es Programm usw. setzen kann.

Der ganze Block lädt sehr dazu ein, der Funktion des Kontextbezugs für die Redebedeutung näher nachzugehen. – Die Heterogenität ist ziemlich stark.

De 19.8 „leicht“ – *etw mit links machen* impliziert häufiger „im Nu gemacht“ (etwa (9) und (10)), „überraschend“ (8) oder „müheles“ ((1) – (7) und (9), (10)). In dem Kontext der letzten Einheit geht es durchweg um geringfügige Dinge, über die lange zu reden sich nicht lohnt, wenn nicht um Kleinigkeiten. – Einige Idioms aus diesem Block scheinen mir sehr häufig gebraucht zu werden ((2), (4), (7) oder (10)). – Dinge zu erledigen/.. ist *kinderleicht*, handelt es sich bei ihnen um etwas, dann sind es *kleine Fische*, wohingegen jemand etwas *mit links* macht.

Bis auf die skizzierten Nuancen sind die Idioms wohl (völlig) synonym.

Bei **Ac 9.7 „schmutzig“** spielt die bekannte Erzäh-

⁴⁶ Vgl. Schemann, Verbalperiphrasen, Kap. 2 u. a.; dieser Aspekt ist bekanntlich auch in den WB-Studien sehr häufig analysiert worden.

lung vom Augiasstall, den Herkules reinigte, im Hintergrund mit. Statt des Rinderstalls, um den es sich beim König Augias von Elis handelte, geht es im Deutschen indessen um den *Schweine-* oder *Saustall*, den man von Zeit zu Zeit ausmisten muß (vgl. **Ac 9.8**), wenn man nicht im Dreck oder in „moralischem Schmutz“ „verkommen“ oder „versumpfen“ will. – Die Phraseme, die als Kernglied lediglich *Stall* haben, dürften weit seltener sein: die Intensivierung scheint Gebrauch und Lebensdauer der Idioms zu fördern. – Der Vergleich mit *Stall* begrenzt die normgerechte Kontextbesetzung (Räume usw.).

Zum Abschluß seien noch einige Blöcke mit Verben erwähnt.

De 22.6 „*schlafen*“ bringt einen Vergleich mit einem Tier, das den Ruf hat, einen ausgiebigen Winterschlaf zu halten ((4)), und mit *Ratz*, einem heute nicht mehr gebräuchlichen Lexem, das früher neben der „Ratte“ andere Tiere, die (zum Teil) für ihren langen Winterschlaf bekannt waren, bezeichnete; dann mit dem *Bären*: zu guter Gesundheit und robuster Kraft (vgl. oben) gehört auch ein gesunder Schlaf; und schließlich mit zwei Dingen, dem *Sack* und dem *Stein*. Bei ... *wie ein Sack* handelt es sich um eine der vielen Leerformeln, für die wir oben auch Beispiele aus dem Französischen diskutiert haben. Bei *Stein* könnte es sich um die „Ruhe der Berge“ handeln, die den Ausgangspunkt zu den Bildvergleichen (Bildspender) gab – wie es Goethe in *Des Wanderes Nachtlied* unvergleichlich dargestellt hat. Ob diese Bildbedeutung bei der heutigen Verwendung des Phrasems noch wirksam ist, scheint indessen mehr als fraglich.

Alle Einheiten bedeuten „im tiefsten Schlaf (wie) weg sein“, und sieht man von den Assoziationen der unterschiedlichen Bildbedeutungen ab – wie es der Gebrauch der (vielleicht bis auf die letzte Einheit) gleichsam „alltäglichen Idioms“ nahelegt –, haben wir hier eine totale Synonymie.

Demgegenüber beziehen die Phraseme von **Hd 4.57** – (*schlecht*) *schmecken* den „(schlechten) Geschmack“ auf jeweils unterschiedliche Eßsachen, so daß die Rahmenbedeutung hiernach aufzugliedern ist. Diese nähere Aufgliederung von „schlecht“ geht dabei in sehr divergierende Richtungen: „hart“, „bitter“, „trocken“, „ranzig“ u. a. m.

In **Bc 2.25** – *kotzen* überspielen die Phraseme das

„unschöne Geschehen“ spielerisch – ironisch: teils deutlich ((1), (2)), teils derb (7), teils euphemistisch (6) – wenn sie sich nicht eines „hehren Dichternamens“ bedienen, um einen Gleichklang (*Kotzebue* – *kotzen*) dazu zu „mißbrauchen“, die hier gemeinte Tätigkeit als „Studium seiner Werke“ auszugeben. Wenig scheint die sog. Volksphantasie mehr anzuregen als „kraftvolle biologische „Heldentaten“.

Im Block **Ea 12.10** – *sich (unmöglich) benehmen* suggerieren die Vergleichselemente *wie die Axt im Walde* bzw. *wie eine offene Hose*, was gemeint ist; *wie der erste Mensch* spielt auf den Glauben an den Fortschritt durch „zunehmende Zivilisierung“ an, und *Bauer* so gut wie *Schuster* sind Berufe, die auch in anderen Zusammenhängen zur Abwertung dienen („ungeschlachtet Verhalten“, „mangelhafte Qualität“ usw.).

Nur ein knapper Hinweis auf **Ih 1.17** – „(Verdeutlichung der) *Evidenz*“: (3) ist ein reines Wortspiel mit lautlichen Ähnlichkeiten, während (4) und (5) mit dem Gegenteil jonglieren.

Cd 2.28 – „nicht schlauer geworden sein“ schließlich bietet formale Variationen:

- *nicht* ... *geworden sein*
- *so* ... *wie vorher* ...

Wie wir in den zahlreichen besprochenen Blöcken sahen, wird im idiomatischen Vergleich *so* zwar manchmal fakultativ gebraucht, ist aber in den meisten Fällen inadäquat. Das ist die formale Entsprechung zur Funktion des idiomatischen Vergleichs: es wird ja nur scheinbar verglichen.

Interessanter sind die Phraseme von **Ha 8.13**, die „auf dasselbe hinauslaufen“ wiedergeben.

Hopsen – oder auch *hupfen* – ist eine spezielle Form des *Springens* (dynamische Synekdoche). In allen Situationen, in denen es – aus welchen Gründen auch nur immer – auf diesen Unterschied nicht ankommt – und das sind sehr viele Situationen –, „läuft es auf dasselbe hinaus“, ob ich auf die eine oder andere Weise „springe“. – Entsprechendes gilt für die „*Hin- und Her-Bewegung*“. – *Jacke* und *Hose* bilden den Anzug. Überall, wo ich einen Anzug brauche, „läuft es – „logisch“ – auf dasselbe hinaus“, ob mir der eine oder der andere Teil fehlt. Dasselbe gilt für *Pott* und *Deckel*.

Die Schwäche dieser „Logik“ gilt in der nur

mangelhaft verallgemeinerungsfähigen Präsupposition. Ein Pott ohne Deckel, eine Hose ohne Jacke leisten in unzähligen Situationen einen „prächtigen Dienst“ – während das Umgekehrte (ein Jacke ohne Hose, ein Deckel ohne Pott) nicht gilt. Das interessiert aber in dem speziellen Zusammenhang hier als relevant angesehenen Kontexte nicht. – Die Einheiten dokumentieren also aufs schönste die „Willkür“ zahlreicher – wenn nicht letztlich aller – Präsuppositionen: sie setzen mehr oder weniger Bestimmtes als Voraussetzung an – und unterschlagen damit anderes. Ja, sie können überhaupt nur – direkt oder indirekt als Position in einer Begriffskette lokalisiert – Bestimmtes ansetzen, denn das Ganze (der Welt) läßt sich logisch nicht fassen, d. h. nicht in einen logisch stringenten Bezug zu konkreten Erscheinungen setzen. So führen diese Einheiten auf die grundlegende Problematik aller Logik. Vor allem aber auch auf die grundlegende Problematik aller Metaphern- und Bildforschung, die zu Recht immer wieder darauf hingewiesen hat, daß Bild und Metapher gerade dadurch, daß diese Figuren bestimmte Aspekte fokussieren, andere ausblenden. Genau dasselbe gilt für den idiomatischen Vergleich, der ja auf den Grundlagen der Bildkonstitution beruht: Totalisierung, Idealisierung, Fiktion.

c. Auswertung

Versuchen wir nun, Ordnung in die Vielfalt der Erscheinungen und Faktoren zu bringen – soweit sie sich in eine Ordnung fügen.

An Bildspendern haben wir Erscheinungen

a) aus den Bereichen:

- | | |
|--------------------------------|------------------|
| Natur | } Symbolisierung |
| Leib, Körperteile des Menschen | |
| Tiere | |
| Gegenstände heterogener Art | |
| Farben | |

Als ideelle Klammer haben wir vor allem den (scheinbaren) Gegensatz:

Leben – Tod
 letzterer mit den Realisierungen *Schatten, Gespenst, bleich* u. a.

wobei die symbolisierenden Bildspender für „Leben“ bereits ein „verdichtetes, idealisiertes, volleres Leben ausdrücken.

b) aus den Bereichen:

- | | |
|--------------------------|---------------------------|
| Malerei | → Kunst |
| Erzählung/Geschichte/... | → Literatur |
| Mythos | } → Glaubensvorstellungen |
| Religion | |

Es sind dies Denk- und Tätigkeitsformen, die aus der sog. Realität herausführen, sie zu überwinden, zu verdichten, zu erhöhen suchen – kurz: Formen der Idealisierung.

Als ästhetische Prozesse und Figuren erschienen (bisher):

- Ursache – Folge (Ebene der Logik; als Figur: Metonymie)
- Exemplifizierung (als Figur: Synekdoche)
- Climax („→ →→ →→→→/...“)
- Hyperbel
- Intensivierung (hoher – höchster – extremer Grad)
- Totalisierung
- Fiktion (als „offenes“ Verlassen der Realität durch die Phantasie)

Als psychologisch und geistig grundlegende Erscheinungen:

- der tiefe Eindruck, das tiefe Erleben → „impressionistisch“,
- der Ausdruck des Geistigen, Seelischen durch den Körper und dann im weiteren Sinn durch alles Physische → „expressionistisch“.

Als ästhetisch–stilistische Kategorien vor allem:

- Spiel (+ Wortspiel), Komik, Witz, Burleske, (Groteske), Humor.

All diese Erscheinungen und Faktoren sind nur scheinbar divergent: sie weisen – von den unterschiedlichsten Aspekten aus – auf eine leitende, zentrale „Bewegung“:

„Bedeutung“ zu schaffen oder zu stiften durch die Subsumierung unterschiedlicher „Realien“ unter Ideen, die in den angegebenen Bereichen ihren Ursprung und „Grund“ haben, in den skizzierten Prozessen entwickelt werden und in den idiomatischen Bedeutungen ihr Ziel finden.

„Bedeutung“ wurzelt hiernach in einer Idee, gemeinsam geteilte, einheitliche, letztlich von allen

identisch erlebte bzw. realisierte Ideen wurzeln in dem Leben „aus einem Grund“ und in der „Orientierung an einem Ziel“.

Ideen können an allem gewonnen werden, Bedeutung in allem gestiftet. Symbole, gleich welcher Art, können daher in jedwedem Realen ihren Ursprung haben – um von da aus auf Ideales zu weisen, Ideales zu evozieren und zu suggerieren. – Daß die Natur die entscheidende Quelle – „der“ Ursprung – und Religion, Mythos, Kunst (in- und miteinander) die entscheidenden Wege der Transformation der Realität sind, bedarf, so scheint es, keiner näheren Begründung. – Im engeren Sinn linguistisch entscheidend sind die genannten Figuren und Prozesse.

2. Die Personifizierung

a. Die personifizierte Eigenschaften in den einschlägigen Synonymblöcken

Bei der Personifizierung können wir uns kürzer fassen.

Ca 4.9 – „dick“ hat neben der *Tonne* (3) eine Palette lustiger Bilder und Vergleiche. – Die vier Personifizierungen von **Ca 4.16** – „dürr“ verlangen, außer *Skelett*, alle ein Attribut. – **Cd 7.7** – „helle“ hat neben dem *hellen Kopf* und *helle sein das helle Köpfchen* und *Köpfchen haben*, also Diminutiva, die intensivieren. – Vergleiche und Bilder stehen auch bei **De 9.13** – „stur“ neben der Personifizierung. Mit *Bock* gewöhnlich, ist die Personifizierung bei *Esel* (im Sinn von „stur“) aufgrund der relativ festen Assoziation dieses Tieres mit „dumm“ seltener. – **Cb 7.2** – „lustig“ besteht ausschließlich aus Personifizierungen; alle Substantive erfordern *lustig* als Attribut; in Einzelfällen funktioniert daneben auch *fidel*. – **Cb 6.9** – „sonderbar“ präsentiert die unterschiedlichsten Herkunftsbereiche der Übertragung und variiert sehr in den Attributen. Lediglich *Kauz* und u. U. *Type* drücken auch allein den „wunderlichen Menschen“ aus. – **Db 12.7** – „wankelmütig“ kennt zwar *die Wetterfahne*, doch gebräuchlicher sind die Vergleiche. – **Cc 11.19** – „eingebildet“ hat neben dem *aufgeblasenen Frosch* – ein Bild, das auf eine alte Fabel zurückgeht (Phädrus) und daneben bei Petronius und anderen belegt ist – den *Fatzken*, der u. U. auch allein den „eingebildeten Mann“ ausdrückt, und die köstliche Substantivierung *ein eingebilde-*

ter Pinkel. – Von den zehn Personifizierungen bei **De 14.7** – „faul“ haben acht *faul*, neben *müde* und *lahm* bei *Sack*. *Hund*, *Schwein* und *Aas* kann man auch ohne Attribut verwenden, doch haben sie dann eine andere Bedeutung: „gemein“/„boshaft“, „schmutzig“ und „niederträchtig“/„gemein“. Auffällig sind die vielen Personifizierungen von ausgesprochen „harmlosen Dingen“ zur Bezeichnung eines „faulen Menschen“. Synchron sind sie meist völlig dunkel (vgl. die Leerformeln bei den Vergleichen).. – Auch bei **Cc 16.50** – „falsch“ erscheint der – diesmal *falsche* – *Hund*. Nicht nur neben der *falschen Katze*, sondern auch dem *falschen Fuffziger*, einem alten Geldstück. Auf die Bibel geht der Bezug auf *Judas* und der Ausdruck *ein Wolf im Schafspelz sein* zurück, dem der sprichwörtliche Gedanke von dem Wolf, dem man zum Hirten der Schafe macht, von der Antike bis in unsere Zeit stützend zur Seite steht. – In **Cc 8.1** haben wir dann den *Hund* allein, d. h. ohne Attribut – wie gesagt, in der Bedeutung „gemein“. Auch das erwähnte *Aas* und dann *Luder*, beide u. U. auch ohne Ergänzung, haben diese Bedeutung. *Patron* spielt ironisch mit dem Gegenteil: ein *sauberer Patron* ist natürlich ein „übler Geselle, dem nicht zu trauen ist“.

Jeder Synonymblock ist, wie der Überblick zeigt, wieder anders. Erwähnt sei hier dann noch, daß nicht selten unbedeutende Dinge – häufiger im Neutrum – als Ausgangslexem (Bildbedeutung) fungieren: *das Ding*, *das Stück*, *das Gestell*, *das Haus* – allerdings neben einigen Maskulina.

Die Eigenschaften, die personifiziert erscheinen – „dick“, „dünn“, „helle“, „stur“, „lustig“, „seltsam“, „wankelmütig“, „eingebildet“, „faul“, „falsch“, „gemein“ – sind in der großen Mehrheit kritisch, wenn nicht negativ zu beurteilen und beziehen sich – mit zwei Ausnahmen – auf das „moralische Erscheinungsbild“ des Menschen.

Die Synonymie beruht weitgehend auf Zuordnungen von Qualitäten – bei Tieren, Dingen und auch (Bezeichnungen für) (bestimmte) Menschen oder Menschentypen –, die zum Teil nur mangelhaft motiviert sind und, einmal geschaffen, Analogiebildungen nach sich ziehen, die bis zur Reihenbildung gehen.

b. „Personifizierung“ – am Beispiel von Affe -: das Tier „erscheint“ im Menschen

Um den eigentlichen Kern dessen, was die Literaturwissenschaft und Stilistik Personifizierung nennen, genauer zu erkennen, sei im folgenden das Bild des Affen skizziert, das in der deutschen Idiomatik wirksam ist. Vorangeschickt seien einige allgemeinere Gedanken zu sprachlichen Präsentierung des Tieres als „Repräsentanz“ des Menschen.

Immer wieder finden wir Vergleiche zwischen Mensch und Tier – oder besser: die Aussage, daß sich der Mensch wie ein Tier verhält, zum Tier herabsinkt, ja, im Menschen – je kritischer die Situation ist, um so mehr – das Tier hochkommt⁴⁷. Diese Erfahrung vom „Tier im Menschen“ oder dem „Menschen als Tier“ durchzieht ja die ganze Sprache. Wenn wir von jemandem sagen, er frißt – statt er ißt –, stellen wir den – oder einen – tierhaften Zug in seinem Essen fest. Wenn einer den anderen „anbrüllt“ – wie ein Löwe oder Stier -: *Halt' dein Maul, du Hornochse!*, ist durch die gleich mehrfach ausgedrückte „Ähnlichkeit mit dem Tier“ jeder Zweifel an der Vergleichsrichtung behoben. Die Frage, ob der Mensch vom Tier abstammt – oder von einem Gott erschaffen wurde –, ja, allen Fragen nach unserer Herkunft und der Entwicklung – „Evolution“ – des Ganzen liegt immer wieder die bald neugierige, bald erstaunte, bald entsetzte Feststellung zugrunde: „im Grunde sind wir noch heute – heute wie immer – Tiere...“.

Die Abwandlung *ein richtiges/... Tier sein* – „ein Kraftprozt“ – oder *ein Arbeits-Tier* oder *Arbeitspferd* hält sich an die vergleichende Physis und ihre Folgen. Die ironische Bemerkung *jedem Tierchen sein Pläsierchen* hebt auf das Gesetz aller natürlichen Wesen ab, das besagt: sie suchen – dem „Leben“ entsprechend – das, was ihnen zusagt, ihnen gefällt. Der Mensch als Naturwesen nicht anders als jedes Tier.

Eine nicht weniger ironische Umkehrung der eingangs entwickelten Übertragungs- und Vergleichsrichtung liegt vor, wenn ich eine sozial hochgestellte Person als *hohes Tier* qualifiziere. Eigentlich sind die Tiere, wie wir sahen, „niedrig“; die hohe Stellung wird also mit dieser Bezeichnung unterminiert, es wird ihr ihr Boden genommen, sie wird persifliert.

Und schließlich bildet es einen „liebvollen Sarkasmus“, wenn jemand auf die eigentlich gebotene „Bestrafung“ eines anderen mit der Bemerkung

verzichtet: „Im Grund müßte ich dir ja eine knallen. Aber du kannst beruhigt sein: *ich bin ja ein Tierfreund*.“ Tiere straft man nicht, denn „sie wissen nicht, was sie tun“ – bzw. straft sie nur, wenn man sie für „verbesserungsfähig“, d. h. im Kern: für dressurfähig und die Dressur für sinnvoll hält. Also: desgleichen beim Menschen.

Tierisch = „*tierisch gut*“ dürfte auf die Intuition zurückgehen, daß Tiere „ganz“ „in“ ihrem Verhalten sind. „*Tierisch gut*“ wäre dann: „*gut*“, in vollem Sinn“ – „eine runde Sache“.

Nun zum Affen.

Wie so viele anderen Tiere auch dient der Affe zunächst als „Aufhänger“ – Personifizierung – für unangenehme, negative Qualifizierungen des Menschen:

ein blöder/dummer/eitler/eingebildeter/... Affe sein

Sehr viele negativen Eigenschaften, mit denen man jemanden bedenken will, können hier eintreten. Wir haben also hier einen fast freien attributiven Kontext – welcher eine Form des semantischen Kontexts darstellt Die Idiomatizität läge dann in der fast regelmäßigen, fast lexikalisierten Personifizierung: „negativ qualifizierter Mensch“ – Affe.

Dann spielen einige Eigenschaften eine besondere Rolle, die immer wieder mit dem Affen verbunden werden; so als Vergleich das Klettern:

klettern /(...) wie ein Affe,

dann die Clownerie – in Gestik, Mimik, allgemeiner Haltung:

für jn (...) den Affen machen

eine Clownerie, die gleichsam umschlägt bald in eine nicht zu stillende „Lustsucht“ – vgl. in dem Zusammenhang auch *affengeil* (ebenfalls ein sehr häufig mit dem Affen assoziierter Zug), bald in eine Art „Tobsuchtsanfälle“:

sich zum Affen machen

wie vom wilden Affen gebissen da herumtoben/...

⁴⁷ Die Belege für die im folgenden herangezogenen Beispiele finden sich in der *Deutschen Idiomatik*.

Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zu *jn lächerlich machen*, „jn ironisieren“:

jn zum Affen halten

„jn auf den Arm nehmen“. – Der „verrückte Zug“ kann sich verselbständigen:

du bist/... wohl vom blauen Affen gebissen?!

ist ein Beleg hierfür. – Vielleicht ist auch von „verrückt“, „herumtobend“, „lächerlich-clownhaft“ her die Verbindung zu „betrunken“ zu sehen:

*einen Affen (sitzen) haben
sich gekauft*

Leitend bei diesen Bildern ist natürlich das Verhalten von Betrunknenen, das mit dem skizzierten Verhalten der Affen gleichgesetzt wird. Vor allem der erste der beiden Ausdrücke ist unter den unterschiedlichsten Aspekten diskutiert worden. Röhrich gibt von dieser Diskussion ein ziemlich ausführliches Resümee. Insofern die hier angedeuteten internen semantischen Beziehungen zu anderen Phraseme mit *Affe* bei diesen Erklärungen ausgeblendet werden, befriedigen sie nicht ganz..

Plausibel dagegen sind die vielen Darlegungen Röhrichs zu der synchron nur schwer einsehbareren Einheit

ich denk'/..., mich laust der Affe

Der enge Bezug zum Gaukler, der zudem nur so tut, als ob der Affe ihn „lause“ – während er nur nach Haarschuppen sucht – verbindet auch die Bedeutung dieser Einheit eng mit den vorhergehenden: „mir scheint, man spielt mir wie einem Verrückten, völlig lächerlich Dastehenden mit“.

Der *Affe* als willfähiges Tier, das der Mensch verwöhnt, ja verhätschelt

seinem Affen Zucker geben

kombiniert mit den vorher entwickelten Verhaltensformen, ergibt fast logisch

einen Affen an jm/(etw) gefressen haben

Die Fiktion ist: da man den Affen gefressen hat, ist man nun von ihm wie besessen, wirkt er in uns – oder durch uns – mit seiner Natur. Wie haben schon mehrfach beobachtet, daß diese Vorstellung, Tier lebten im Menschen – oder durch den Menschen – gleichsam ihre Natur aus, äußerst häufig ist. – Da hier die Tollheit, das Unerklärlich-Närrische den Kern der Bedeutung der herangezogenen Wendung ausmacht, ist es nur konsequent, wenn als Synonym dazu einen *Narren an jm/(etw) gefressen haben erscheint*; dieses Synonym ist heute bekanntlich das geläufige Idiom, während die Einheit mit *Affen* sehr selten ist.

Sucht man nach einem „inneren Band“ unter den auf den ersten Blick heterogen scheinenden Bedeutungen, nach dem, was ich gern die zugrundeliegende, nicht direkt „ganz“ auszudrückende Idee nenne, erscheint der *Affe* – das (Tier-) Symbol dieser Idee – als ein dem Menschen ähnliches, nur scheinbar dumm oder blödes, im Grunde äußerst begabtes Wesen, das in seiner Verspieltheit, seinem Tollen („Tollheit“), seinem skurril-witzigen Gebaren („Haltung“), seiner Verrücktheit das Menschliche gleichsam ungeistig-biologisch parodiert – wie der Narr, der Clown, der Trunkenbold dem „scheinbar vernünftigen“ Menschen seine Narrennatur „vor-spielen“.

Von *wie verrückt/wahnsinnig etw tun* ist es dann nicht mehr weit zur höchsten Steigerung, die in den Kompositionsbildungen mit *Affen-* sehr stark entwickelt ist: *Affenhitze, Affentempo, Affenzahn, einen Affenzahn/einen tollen Zahn draufhaben* und andere Einheiten sind hier zu nennen. Höchster Grad + „Tollheit/Verrücktheit“:

*(ein) Affentheater (sein)
..... Affenzirkus*

es geht irgenwo zu wie in einem Affenkäfig

Man sieht, was der Personifizierung bei der Tier-symbolik zugrundeliegt: eine – mehr oder weniger deutliche, den Sprechern mehr oder weniger bewußte – Idee von einem Tier, das – in den mit dieser Idee umrissenen Zügen – im und durch den Menschen wirkt.⁴⁸

⁴⁸ Vgl. dazu E. R. Curtius (1954), S. 522f, *Der Affe als Metapher*. „Affe“, „affenhaft“ bedeutet hier einmal „fiktive, scheinbare Darstellung“, dann „kontrafaktische Darstellung/Nachahmung“ und schließlich „Nachahmung/unschöpferische Nachahmung“. Dieser Traditionsstrang liegt also auf einer anderen Ebene.

c. „Personifizierung“: Identifizierung, Darstellung, Verbildlichung

Die in (b) behandelte Personifizierung geht in ihrer „Perspektive“ „vom Tier aus“ – das im Menschen „erscheint“. Man kann sie auch in umgekehrter Perspektive sehen: „vom Menschen aus“ – der sich in die Tiere „versetzt“. – Diese Perspektive sei anhand von Huizinga exemplifiziert:

Nach Huizinga gehen Spiel, Mythos und Dichtung gemeinsam, ja als innere Einheit zurück auf die Identifizierung, die Darstellung (Mimesis) und die Verbildlichung, und alle drei sind unlösbar verknüpft mit der Personifizierung. Dem ist hier nicht im einzelnen nachzugehen. Entscheidend ist, ihren unlöslichen inneren Zusammenhang zu erkennen, der – so sehr auch die Formen und Schwerpunkte sich im einzelnen wandeln – auf allen Kulturstufen erhalten bleibt.

Am schwersten fällt es dem „aufgeklärten Menschen“ wahrscheinlich, sich deutlich zu machen, was in der archaischen Welt „Identifizierung“ ist – die ursprünglichste Funktion:

... Wenn eine Religionsform zwischen zwei Dingen verschiedener Ordnung, z. B. zwischen einem Menschen und einem Tier, eine heilige Wesensidentität annimmt, dann wird die Beziehung durch unsere Vorstellung einer symbolischen Verbindung nicht rein und angemessen ausgedrückt. Die Einheit der beiden ist viel wesenhafter als die Verbindung zwischen einer Substanz und ihrem Bildsymbol. Sie ist eine mystische Einheit. Das eine ist das andere „geworden“. In seinem Zaubertanz „ist“ der Wilde ein Känguruh. Man muß jedoch vor den Mängeln und Verschiedenheiten des menschlichen Ausdrucksvermögens auf der Hut sein. Um uns den Geisteszustand des Wilden vorzustellen, sind wir gezwungen, diesen Zustand in unserer Terminologie wiederzugeben. Ob wir wollen oder nicht, setzen wir die Glaubensvorstellungen des Wilden in die streng logische Bestimmtheit unserer Begriffe um. Auf diese Weise drücken wir die Beziehung zwischen ihm und seinem Tier so aus, als bedeute sie für ihn ein Sein, während sie für uns ein „Spielen“ bleibt. Er hat das Wesen eines Känguruhs angenommen, und wir sagen: er spielt das Känguruh. Aber der Wilde selbst weiß von keinen Begriffsunterscheidungen zwischen Sein und Spielern, er weiß von keiner Identität, von keinem Bild oder Symbol. Und darum bleibt es fraglich, ob man dem Geisteszustand des Wilden bei seiner sakralen Handlung nicht am besten dadurch nahekommt, daß man an dem primären Terminus Spielen festhält. In unserem Begriff Spiel löst sich die Unterscheidung von Glauben und Verstellung auf. Dieser Begriff verbindet sich ungezwungen mit dem der Weihung und der Heiligkeit. Ein jedes Präludium von BACH, ein jeder Vers der Tragödie beweist das. Wenn man die ganze Sphäre der sogenannten primitiven Kultur beständig als eine Spielsphäre betrachtet, eröffnet man sich die Möglichkeit eines viel direkteren und allge-

meineren Verständnisses für seine Eigenart als durch eine scharfgeschliffene psychologische oder soziologische Analyse. – Es ist ein heiliges Spiel, unentbehrlich für das Wohl der Gemeinschaft, trüchtig von kosmischer Einsicht und sozialer Entfaltung, aber es ist immer ein Spiel, eine Handlung, die sich, wie PLATO es sah, außerhalb und über der Sphäre des nüchternen Lebens von Notdurft und Ernst vollzieht. – In dieser Sphäre des heiligen Spiels sind das Kind und der Dichter zusammen mit dem Wilden zu Hause. ...⁴⁹

Der Kult ist ... eine Darstellung, eine dramatische Vorstellung, eine Verbildlichung, eine stellvertretende Verwirklichung... Die Menschheit spielt... die Ordnung der Natur so, wie sie sich ihrer bewußt geworden ist. ...⁵⁰

... In der Form und in der Funktion des Spiels, das eine selbständige Qualität ist, findet das Gefühl des Eingebettetsein des Menschen im Kosmos seinen ersten, höchsten und heiligsten Ausdruck. Nach und nach dringt die Bedeutung einer heiligen Handlung in das Spiel ein. Der Kult pflöpft sich auf das Spiel auf, das Spielen an sich aber war das Primäre.⁵¹

Der Mythos – darum geht es Huizinga in diesem Zusammenhang – realisiert sich also – in der oder als Darstellung – ursprünglich als ein Zusammen von Tanz, Musik, Dichtung, und diese Darstellung ist ein tiefsteres Spiel, in dem die Trennung von „sein“ und „be-deuten“ noch fehlt; gerade darin besteht sein Wesen als Spiel.

Erst auf einer späteren Kulturstufe löst sich die Literatur vom Mythos, doch nie ganz:

Sobald der Mythos Literatur geworden ist, d. h. in fester überlieferter Form von einer Kultur weitergetragen wird, die sich inzwischen aus der Sphäre der Verbildlichung des Wilden gelöst hat, kommt es dazu, daß er der Unterscheidung zwischen Ernst und Spiel unterworfen wird. Er ist heilig, also muß er ernst sein. Aber er spricht noch immer die Sprache des Wilden. Eine solche Sprache bringt bildliche Vorstellungen zum Ausdruck, auf die der Gegensatz Spiel – Ernst noch nicht anwendbar ist. Wir sind von jeher so vertraut mit den Verbildlichungen der griechischen Mythologie und so bereit, daneben auch die der Edda mit romantischer Bewunderung zu betrachten, daß wir meistens geneigt sind, zu übersehen, wie gewaltig barbarisch alle beide sind. Erst die Berührung mit dem uns weniger zu Herzen gehenden altindischen Mythenstoff und mit der wüsten Phantasmagorie, die uns die Ethnologen aus allen Teilen der Welt vor Augen wirbeln lassen, bringt uns zu der Einsicht, daß bei Lichte besehen die Verbildlichungen der griechischen wie der altgermanischen Mythologie sich in logischer und ästhetischer Qualität – gar nicht zu reden von der ethischen – von der zügellosen Phantasie der altindischen, afrikanischen, amerikanischen oder australischen Mythenstoffe gar nicht oder doch kaum unterscheiden. An unse-

⁴⁹ Huizinga (1956), S. 137f.

⁵⁰ eba., S. 22f.

⁵¹ eba., S. 25

ren Maßstäben gemessen – was natürlich nicht das letzte Wort sein darf – sind sie in der Regel ebenso stilllos, unge reimt und abgeschmackt wie diese. All die Abenteuer eines Hermes sind ebenso Wildensprache wie die eines Odin oder eines Thor. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die mythologischen Verbildlichungen in der Periode, die sie in der herkömmlichen Form überliefert, nicht mehr zu dem von ihr erreichten Geistesniveau stimmen. Nunmehr muß daher der Mythos, um als heiliges Element der Kultur in Ehren gehalten werden zu können, entweder mystisch interpretiert werden oder rein als Literatur kultiviert werden. Je nachdem das Glaubenselement aus dem Mythos schwindet, klingt der spielhafte Ton, der ihm von Anbeginn an anhaftet, wieder stärker durch. Schon HOMER ist nicht mehr gläubig. Trotzdem behält der Mythos als poetische Ausdrucksform des Göttlichen, auch nachdem er seinen Wert als adäquate Wiedergabe des Begriffenen verloren hat, noch immer eine wichtige Funktion außerhalb des rein Ästhetischen, nämlich eine liturgische Funktion. Sowohl ARISTOTELES wie PLATO legen noch den tiefsten Kern ihres philosophischen Denkens in mythischer Form nieder: Bei PLATO ist es der Mythos von der Seele, bei ARISTOTELES die Vorstellung von der Liebe der Dinge zum unbewegten Bewegter der Welt.⁵²

Die Trennung „ist“ – „bedeutet“, im ursprünglichen Mythos nicht gegeben, muß in einer vom Logos geprägten Zeit indessen zumindest bis zu einem gewissen Grad gelten. Doch schon im Übergang vom reinen Mythos zum „geglaubten“ Mythos, zum tradierten Kult und schließlich zur Dichtung zeigt sich verstärkt das Freiwerden des Bildes als Bild; das, was ich „Überschuß des Bildes“ nenne. Das Bild zeigt seinen Bildcharakter dadurch, daß sich das mit ihm Gemeinte, das durch es Dargestellte, nicht mehr deckt mit „ihm selbst“ als Gesagtem; es ist die Sache – und ist sie doch nicht. Es ist Symbol.

Die Trennung von „Sein“ und Bedeutung – die schrittweise erfolgt – kann dann schließlich nur (noch) in einer raum- und zeitentbundenen Phantasie wieder ganz aufgehoben werden und in einer – aufs engste damit verknüpften – anderen „Form des Spiels“: der Ironie. – Der Mythos ist bei Platon und Aristoteles eine objektiv-ironische Darstellung, in der offen bleiben muß, inwieweit die Identifizierung (des Autors) mit dem Dargestellten gilt und gelten kann. – Das erhält sich in aller hohen Kunst – als ernstgemeintem Spiel – in jeweils unterschiedlichen Graden. – „Spielhaft“, „ironisch“, „humoristisch“ schließen Ernst und Glauben nicht aus, so wie das Symbol das „ist“ das „ist nicht“ und das „ist nicht“ das „ist“ nicht ausschließt – Jede primär analytische – distanzieren-

de Einstellung dagegen hebt den Mythos und den mythischen „Grund“ der Kunst auf.

Das, was Huizinga hier als „Geistesform“ (bezogen auf eine Epoche) bezeichnet, kann also die unterschiedlichsten Grade an Gläubigkeit und Distanzierung in den unterschiedlichsten Bereichen annehmen.

Das, was man „Bedeutung“ nennt, d.h. das vom Bild Gemeinte, aber „hängt“ zutiefst „an“ dem jeweils unterschiedlichen Grad von „Ernst“ und „Nicht-Ernst“, in den sich das „reine Spiel“ aufspaltet.

Das aber, was Huizinga hier anhand des Mythos und seiner Auffassung vom Spiel entwickelt, gilt mutatis mutandis auch von der sog. „Volksphantasie“ und ihrem „Niederschlag“ in der – idiomatisch-bildhaften – Sprache: der lebendige Umgang zwischen Mensch und Tier, die sprachliche Fassung des Menschen und seiner Verhaltensformen „durch“ das Tier – bzw. durch die Idee von bestimmten Tieren – kennt (oder kannte) – in ihrem letzten Kern – die Trennung nicht – oder hebt (bzw. hob) sie in einer nicht analysierbaren Einscheidung (vorübergehend) auf, so wie der mythisch Spielende sie, nicht analysierbar, aufhebt bzw. aufhob.

In unserer Welt ist der „große Schauspieler“ – der, der die Menschen gleichsam von sich los- und mitreißt – vielleicht der letzte „Re-präsentant“ dieser – vorübergehenden, doch wesenhaften, Einscheidung – der Personifizierung in ihrem „Grund“. Anders wäre das Mit-reißen wohl nicht verständlich.

3. Der Euphemismus

a. Charakterisierung einiger Synonymblöcke

Unsere Bemerkungen zu einigen Synonymblöcken, in denen der Euphemismus leitend ist, sollen lediglich als Ausgangspunkt zu einigen allgemeineren Gedanken dienen..

Ed 2.6 – „schwanger“ hat fast nur Phraseme, die außer Gebrauch gekommen sind (vgl. dazu die kleinen Blöcke 2, 3, 4, 5). – **Ac 8.7** – „ein kleines Geschäft machen“ schwankt zwischen „unüblich“ – „Kindersprache“ – „Ironie“. – **Ac 7.5** – „einen loslassen“ variiert den „unschuldigen Wind“. – **Ab 3.56** – „(der Länge nach) hinfallen“

⁵² eba., S. 127

ersetzt das „Kreuz“ oder das „Rückgrat“, auf das man fällt, durch die berühmten „vier Buchstaben“ (die beim genaueren Nachzählen bei den einschlägigen Lexemen dann gern auf fünf erhöht werden). – Zu Cb 19.19 (neben 12, 13 und 15), das den durch Goethe so bekannt gewordenen Ausruf des Götz von Berlichingen in alle möglichen Richtungen euphemistisch durchspielt, hat Röhrich fast alles Einschlägige gesagt⁵³. Hinzuzufügen ist vielleicht noch, daß nicht nur grob-derbe Schimpfworte, sondern auch zahlreiche Bildbedeutungen anderer idiomatischer Ausdrücke, die in den romanischen Sprachen ihren Schwerpunkt stärker im Sexuellen haben, im Deutschen das „Hinten-Hineinkriechen“ ausmalen und variieren.

Cc 19.5 (neben den kleinen Blöcken 1, 2, 3, 4, 6, 8) – „etwas mitgehen lassen“ steht in einem Gegensatz zu der eher „direkten Sprache“ in „die Unwahrheit sagen“, Cc 14.

Nicht wenige Euphemismen erscheinen auch im Zusammenhang mit Krieg (*fallen, im Krieg bleiben* u. ä.).

b. Der Euphemismus als Teilbereich der Idiomatik

Diese relativ wenigen Beispiele lassen natürlich keine weitreichenden Schlußfolgerungen zu. – Der Euphemismus wird unterschiedlich definiert. Lausberg geht vom *aptum* aus⁵⁴, d. h. einer rhetorischen Kategorie, die wiederum in den sozialen Konventionen wurzelt. Das „aptum“ ist das, was in der Gesellschaft oder Gemeinschaft „schicklich“ ist. – Maßgeblich von den Konventionen geht dann auch die Bestimmung dessen aus, was man unter einem „Tabu“ zu verstehen hat: bestimmte Worte werden nicht gebraucht, weil mit ihnen Gegenstände, Verhaltensnormen, Sitten bezeichnet werden, welche den in der jeweiligen Gesellschaft herrschenden Konventionen zuwiderlaufen. Neben dem Gedanken der Konvention ist hier jedoch gleichzeitig ein Restbestand einer magischen Sprachvorstellung leitend: die sprachliche Bezeichnung und das Bezeichnete sind nicht unabhängig voneinander; das, was die Sprache „anzeigt“, „bestimmt“ sie auch – zumindest bestimmt sie es mit. Und umgekehrt: das, was in der Sprache „bedeutend“ ist, bezieht die „Be-deutung“ aus den jeweiligen Sachen. „Totalisiert“: Sprache und Welt sind interdependent – so wie Person und Welt. – Aus diesen Zusammenhängen folgt: als Euphemismus gelten dann die – oder alle – sprachlichen „Ausdrücke“, die solche Worte und Wendungen erset-

zen, welche mit einem Tabu belegt sind, also nicht gebraucht werden „dürfen“.

Das Tabu wurzelt also tiefer als die gesellschaftlichen Konventionen.⁵⁵ – Der Weite des Euphemismus wird indessen auch der alleinige Bezug zum Tabu nicht gerecht. Denn wir brauchen Euphemismen ständig, und zwar aus zahlreichen und sehr unterschiedlichen Gründen, aus denen wir bestimmte Worte – die halt immer mit bestimmten Sachen verbunden sind, auch wenn man keiner Sprachmagie huldigt – vermeiden und eben durch einen Euphemismus ersetzen: aus Scham, aus Takt oder Taktgefühl, aus Höflichkeit, weil wir den Gesprächspartner nicht „kränken“ oder verletzen, ihm „nicht zu nahetreten“ wollen, u. a. m. Aus diesen Gründen ist unser ganzes Sprechen mit Euphemismen durchsetzt.

Was heißt aber nun „ersetzen“? Wir substituieren den „verpönten“ Ausdruck doch nicht willkürlich; wir ersetzen ihn durch einen anderen, der damit zusammenhängt, und zwar so, daß der Hörer im gegebenen Kontext mühelos versteht, daß das Bezeichnete genau das ist, was „eigentlich“ der verpönte, durch den Euphemismus ersetzte Ausdruck „bedeutet“ und aus den skizzierten Gründen jetzt der Euphemismus „meint“. D. h. der euphemistisch Sprechende tut genau das, was der idiomatisch Sprechende tut: er ersetzt einen gegebenen Ausdruck, der etwas Bestimmtes bedeutet, durch einen anderen, der im gegebenen Kontext dasselbe meint. Deshalb zieht Lausberg auch zu Recht die Substitutionsfiguren heran, als es darum geht anzugeben, welche „Ersetzungsformen“ den Euphemismus bilden. Fazit: in dieser Hinsicht sind ein idiomatischer Ausdruck und ein Euphemismus identisch. Der Unterschied liegt – „lediglich“ – darin, daß bei dem Euphemismus die skizzierten Gründe für die Substitution verantwortlich sind, bei der Bestimmung eines idiomatischen Ausdrucks dagegen von der Angabe spezieller Gründe abgesehen und lediglich in allgemeiner Form von einer „Motivierung“ oder „Motivation“ gesprochen wird.

Der Euphemismus bildet also von der Idiomatik den (ganzen) Teilbereich, der in seiner Motivierung auf die angegebenen Gründe zurückgeht,

⁵³ Stichwort *Arsch*. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch das „Nachdenken über den Arsch...“ in der Idiomatik bei Dobrovol'skij (1997), S. 217ff.

⁵⁴ Lausberg (1963), § 430,2,b.

⁵⁵ Hierzu immer noch sehr aufschlußreich Freuds *Totem und Tabu*.

und das ist ein ganz beträchtlicher Teil. – Nehmen wir, um uns davon davon zu überzeugen, unser Kapitel zum Tod als Beispiel – der Tod ist seit den ältesten Zeiten mit einem Tabu belegt, so daß man ihn nicht „direkt“ benennt. Schaut man sich das Kapitel „Tod“ unter dem Gesichtspunkt des Euphemismus an, erkennt man sogleich, daß ein nicht geringer Teil der Belege und unserer Ausführungen dazu den Titel tragen könnten: „Variationen über den Euphemismus“; und wir haben dort ja auch den Euphemismus als Gestaltelement der den Tod, das Sterben usw. ausdrückenden Idioms ausdrücklich thematisiert.

Vielleicht mehr als jedes andere Thema verlangt die Frage nach dem Euphemismus in „der“ Idiomatik also eine Gesamtanalyse des idiomatischen Wortschatzes unter dieser Perspektive – eine eigene Arbeit, die den Rahmen dieser Einführung vollends sprengen würde.

II. Zu den sprechaktrestringierten Idioms

1. Einzelanalysen

Zur allgemeinen Beurteilung dieses Teils der Idiomatik verweise ich auf die Einführung in die *Deutsche Idiomatik*. Hier sei nur ein Punkt ausdrücklich hervorgehoben. Die im strengen Sinn sprechaktrestringierten – oder, wie man vielleicht besser sagen würde: sprechakt determinierten – Einheiten drücken, eben aufgrund des vorab bestimmten Sprech-Aktes, eine ganz „spezifische Haltung (des Sprechers) zu...“ aus. Eben deswegen sind sie auch a) dynamisch und b) pragmatisch. Dynamisch in dem Sinn, daß sich ihre Bedeutung letztlich nicht objektivieren, nicht begrifflich – distanziert angeben läßt, sondern der Hörer oder Leser die lexikalisierte Haltung nachvollziehen muß. Ebenso, wie man ein Bild oder eine Metapher, solange sie „leben“, nicht „objektiv“, als „eigentliche Bedeutung“ ausdrücken kann.⁵⁶ Und pragmatisch in dem Sinn, daß die Phraseme aufgrund der durch sie ausgedrückten spezifischen Sprechereinstellung auch auf ganz spezifische Situationen bezogen zu sein pflegen. Nur in bestimmten Situationen hat man in der Regel eine bestimmte Einstellung.

a. *Freude – Erleichterung – Anerkennung – Erstaunen – Verblüffung – Ratlosigkeit – Ärger – Zorn*

Ga 13.10 – „*Gott sei Dank*“ drückt die Freude und Erleichterung als Dank an den „Lenker allen Geschehens“ aus – eine Bildbedeutung, die heute „lexikalisiert“ ist. Statt *Gott* erscheint (4) *Himmel* – wie in so vielen anderen idiomatischen Einheiten auch; und daneben charakterisiert nicht weniger als drei von den fünf Idioms eine spielerisch-ironische Intensivierung. Dieses Spiel gibt die freudige Erleichterung um so treffender wieder, als die hyperbolische Anspielung auf die Musik, wie sie insbesondere bei kirchlichen Festen u. ä. üblich war (und zum Teil noch heute ist), das „*Gott sei Dank*“ aufs glücklichste untermalt.

Eine Formel – wenn nicht ein Anruf –, die so die persönliche Einstellung des Sprechers in das vorab für sicher gehaltene „Verständnis“ der (Sprach-) Gemeinschaft einbettet.

Kein Wunder, daß diese Ausdrücke außer dem ersten schon lange nur noch ironisch (und nicht mehr „spielerisch-gläubig“) gebraucht werden.

Demgegenüber formuliert **Db 18.14** – „*das will schon was heißen!*“ eine ernst gemeinte, ausdrückliche Anerkennung.

Der Block zerfällt allerdings in zwei Teile. Der erste ((1) und (2)) drückt die Anerkennung über eine Leistung „ohne Reserve“ aus: „das ist mehr als üblich/erwartet/... und verdient Anerkennung“; die letzten beiden je nach Betonung: „das ist zwar nicht das, was ich wünschte/nicht das Optimale – doch es hätte (doch) weit schlimmer kommen können“ – der Ton liegt hier (bei (5)) auf *etwas* („etwas“ – und nicht etwa ‚nichts‘) – oder aber gibt mit der umgangssprachlichen Form des indefiniten Pronomens *was* (für *etwas*) (bei (4)) als „understatement“ „ein unbestimmtes Quantum“ für „ein großes Quantum“ an: „das (was X geleistet hat) ist nicht etwa nichts und auch nicht etwa wenig, sondern – wie ich mal vorsichtig sagen will – ‚etwas‘ – d. h. ich meine: ‚allerhand‘, ‚viel‘“. – Die Indefinita – und unbestimmten Äußerungen ganz allgemein – als das Gesagte und der hohe Grad als das Gemeinte durchziehen bekanntlich unser ganzes Sprechen. – (3) scheint mir zwischen den beiden Untergruppen zu liegen.

Die Einheiten drücken die skizzierte Haltung inbezug zu der Sache aus, um die es geht – doch einer Sache, die von einer Person „erreicht“ oder

⁵⁶ Die Forschung zu den Modalpartikeln belegt das vielleicht am schlüssigsten.

„erzielt“ wurde, d. h. einer „moralischen“, persönlichen Leistung.

Bei **Da 7.6** – *Donnerwetter (noch mal)!* halten sich Erstaunen und Anerkennung die Waage. Der Sprecher hätte der Person, die da etwas „geschafft“ hat, diese Leistung nicht zugetraut – das ist die Präsupposition. „Leck mich am Arsch, eine verdammte gute Übersetzung! Wer hätte das von dem Oskar erwartet?!...“

Aktbestimmtheit „in“ der Person des Sprechers und Sachbezug und zugleich ein Schuß „leutseliger Belustigung“ bilden, wie das Beispiel illustriert, eine unzerreißbare Einheit. Eben das macht die oben angedeutete Dynamik dieser Einheiten aus: ein Bezug „aus“ der Person „auf“ die Sache bzw. „zu“ einer anderen Person.

Die letzten beiden Phraseme fundieren das Erstaunen ironisch: besonders (8) mit der ungrammatischen Wiederaufnahme von *sieh* durch *guck* (statt des Präfixes *an*). – Auch das *einer* als „Repräsentant aller“ (→ „jeder sollte/ alle sollten sich das ansehen“; Totalisierung). Dieses *einer* erscheint heute, wenn ich recht sehe, nur in pragmatisch bestimmten Äußerungen.

Da 8.2 – (*ach*) *du lieber Gott!* variiert auf der Struktur (*ach*) *du liebe (r/s)*, indem *Gott* durch *Himmel*, *Güte*, *Zeit* und schließlich *Schreck* substituiert wird. Lediglich *ach, du grüne Neune* fällt aus dem Rahmen⁵⁷ – Dieses *ach du liebe...* gibt die Überraschung bzw. den Schreck, die sich durchaus in Grenzen halten und vom Sprecher „gutwillig“ den Umständen oder dem nicht übelzunehmenden „Ungeschick“ o. ä. bestimmter Personen zur Last gelegt werden, präzise wieder: ironisch wird der Schreck, das Erstaunen, die Überraschung – wie „der liebe Gott“ – als „lieb“ bezeichnet; so „bereitwillig“ nimmt man es hin, „daß Oskar eine schöne Vase kaputtgeworfen hat oder einen schon wieder um Geld angeht“.⁵⁸ – Man sieht auch hier, daß die Bildbedeutung – soweit sie nicht dunkel geworden ist – zum genauen Verständnis des Sprechakts sehr oft den Schlüssel liefert.

Einen Bedeutungsunterschied sehe ich unter den Einheiten dieses Blocks nicht.

Dazu **Da 8.7** – *mein Gott!* – das wiederum *Gott* und *Himmel* variiert.⁵⁹

Wie **Cb 19.11** – *Herr des Lebens!* zeigt, kann (*ach*) *du lieber Gott* auch Ärger, Unwille, Verdruß oder

Ungeduld (besser: den Tatbestand, daß einem die Geduld ausgeht) ausdrücken. Persönlich würde ich hierfür *Herrgott (nochmal)* – mit gesperrtem Herr (gótt!) – als den glücklichsten „phonischen (oder klanglichen) „Ausdruck““ ansehen.

Die Synonymie der Einheiten scheint mir soz. vollkommen zu sein.

Cb 19.6 – *verflucht (noch mal)!* deutet mit dem Euphemismus von (2) und dem ironisch – spielerischen (synchronisch dunklen) Zusatz von (3) (... *und zugenäht*⁶⁰) auf den Fluch bzw. das Verfluchen, das diesem Ausruf ursprünglich zugrunde liegt. Der „Zorn“ verflucht die Menschen und/oder Dinge, die ihn erregt haben. – (1) operiert mit der Unglückszahl 13 (Zahlensymbolik). – All dies dürfte heute (völlig) lexikalisiert sein, so daß auch hier unter den Einheiten kaum Bedeutungsunterschiede auszumachen sind.

Ergänzt sei diese Gruppe noch um zwei Einheiten, die eine andere Bedeutung realisieren.

Db 20.19 – *was ist denn schon dabei, wenn ...!* baut einmal auf der elliptischen Formel *was = „was ... Schlimmes (dabei)“* und zum andern auf der rhetorischen Frage (mit der Modalpartikel *denn* bzw. (*denn*) *schon* (4)) auf – einer Struktur, die als (scheinbare) Frage formuliert, was (3), (5) und (6) in der Aussageform (gern auch mit der Modalpartikel *doch*) ausdrücken. Die rhetorische Frage gehört zu den Standardstrukturen der sprechaktstringierten Idioms, ebenso wie die Modalpartikel; ihre Funktion: „scheinbare Frage als nachdrückliche Stellungnahme/Behauptung/...“ tritt in diesem Block gerade durch die Synonymität der beiden Muster zutage.

Und **Ha 5.33** – *du hast! ... Sorgen!* (auch mit der Modalpartikel *vielleicht*) reagiert mit Spott auf eine Äußerung, mit der jemand „gewichtige Überlegungen, Zweifel“ u. ä. schildert, die unberechtigt, ja läppisch sind. Die einzelnen Einheiten variieren diese spöttische Reaktion (lediglich) syntaktisch.

⁵⁷ Zur möglichen Herkunft des Ausdrucks und dann zur Zahlensymbolik vgl. Röhrich, Stichwort *Neun*.

⁵⁸ Vgl. die Beispiele in der *Deutschen Idiomatik*

⁵⁹ Vgl. Einführung, Kap. III, 3 (Ende).

⁶⁰ Röhrich: Fritz Reuter. „Als mir meine Liebste die Folgen unserer Liebe gesteht, da hab'ich meinen Hosenschlag verflucht und zugenäht“. – So etwas muß man wissen!

b. Aufforderung

Aa 7.32 – *ran (an den Speck)!* formuliert die Aufforderung, „an die Arbeit zu gehen“ bzw. „mit etwas einzusetzen/anzufangen/herauszurücken/...“ anhand vielfältiger syntaktischer und lexematischer Variationen. Einige Einheiten – etwa: *packen wir's an!* – haben einen sehr spezifischen Kontext. – Die vielen „Beispiele“, die für die „Arbeit“, „Aufgabe“, „Tätigkeit“ – das „Werk“(7), (8) – stehen, sind also nicht alle ein „Exempel“ für ein identisches X. Insofern ist die Synonymie hier nur partiell gegeben.

Auch **Aa 14.49** – *hopp hopp!* variiert sehr stark. Bei allen Ausdrücken geht es um die ungeduldige Aufforderung, sich zu beeilen. Bis hierhin sind alle Einheiten synonym. Sehr unterschiedlich ist indessen die Stilebene und dann der Nachdruck, mit der die Aufforderung geäußert wird. (7) etwa ist schon (fast) eine Drohung, (8) kehrt den Befehlston heraus, und die übrigen sind ausgesprochen leutselig-kolloquial – bis auf (1), der einzigen nüchternen, stilistisch neutralen Aufforderung. Aus (3) spricht Ungeduld, (4) muntert auf. – Innerhalb des Sprechakts „Aufforderung“, ja sogar innerhalb der Aufforderung zur Beeilung, haben wir also noch Spezifizierungen. Und solche Spezifizierungen können ziemlich verschachtelt sein⁶¹, so daß sich eine begriffliche Beschreibung – ähnlich wie bei den Modalpartikeln – nicht selten gleichsam doppelt blockiert sieht.

Die Synonymität ist in diesem Block also nur bedingt gegeben.

Aa 11.13 – *immer mit der Ruhe!* fordert mit manchen Phrasemen dazu auf, etwas nicht zu überstürzen, nicht zu hastig vorzugehen, nicht zu ungeduldig zu sein, während andere Einheiten eher *ruhig Blut!* verlangen, d. h. die Androhung von Strafaktionen u. ä. zu stoppen suchen (etwa (3), (4), (5)). – (2) mahnt zur Geduld bei Entscheidungen u. ä.

Auch dieser Block ist somit in den Kontextbezügen (Referenz) ziemlich heterogen; auch hier kann nur innerhalb der Untergruppen von totaler Synonymität gesprochen werden.⁶²

Aa 8. 34/35 – *und damit Schluß!* zerfällt in zwei Untergruppen. Einmal die Einheiten, die mit ... *und damit* einsetzen – sie sind (vielleicht bis auf

leichte Nuancen in der Stilebene) total synonym; sie brechen das Ringen um eine Entscheidung, Überlegungen, ob man nicht doch noch Entgegenkommen zeigen solle, u. ä. resolut a b. Und zum andern (2) und (3) – die bis auf stilistische Nuancen ebenfalls total synonym sind: sie setzen für eine Tätigkeit kategorisch einen Abschlußzeitpunkt fest. – Wie man sieht, weichen die beiden Untergruppen in ihrer Referenz deutlich voneinander ab.

Die allgemeine Angabe „Aufforderung“, selbst die Angabe „Aufforderung, sich zu beeilen“ genügt also für eine präzise semantisch-pragmatische Analyse keineswegs.

c. Drohung

Einheitlicher als bei der „Aufforderung“ sind die Blöcke bei der „Drohung“. Eine Drohung ist ja an sich schon etwas Bestimmteres als eine Aufforderung, denn auffordern kann man zu allem, was „machbar“ ist; drohen kann man nur mit Strafen und Sanktionen.

Db 15.33 – *untersteh' dich!... bloß nicht...* drückt lediglich den Willen des Sprechers aus, daß der Angesprochene etwas nicht tun soll – mit dem drohenden, warnenden Unterton: „sonst...“ Was dann passiert, wird offen gelassen: eine Androhung von Strafen und Sanktionen „ganz allgemein“ gibt der Angstphantasie des Betroffenen freien Spielraum.

Der Block variiert mit den beiden Verben *unterstehen* und *unterfangen*, die heute wohl hauptsächlich nur in diesen Konstruktionen vorkommen. Aufschlußreich ist dabei die positive und negative Formulierung: positiv mit einem durch *und* eingeleiteten Folgesatz, der angibt, was nicht zu tun ist; negativ als direkter Ausdruck der Sprechermeinung, und zwar durch die Modalpartikel *bloß* (oder u. U. auch *nur*) in Verbindung mit der Negationspartikel *nicht*.

Cc 25.15 – *wenn..., dann kann j. was/etwas erleben* bringt eines der vielen Beispiele mit der Konstruktion *wenn..., dann...* Wie die Sanktion konkret aussieht, wird auch hier (noch) offen gelassen. Das Indefinitum *was* (oder u. U. *etwas*) übernimmt hier die Funktion, die bei **Db 15.33** lediglich der drohende Ton und die syntaktischen Konstruktionen ausfüllen.

(3) formuliert spielerisch-ironisch: „dann

⁶¹ Vgl. das oben zu den Idioms, die „(ganz) wegsein...“ bedeuten, Gesagte.

⁶² Vgl. auch hier die Beispiele aus der *Deutschen Idiomatik*

wird's ernst!"; (2) *j kann sich auf etw gefaßt machen* ist als solches bereits idiomatisch. Die Floskel wird durch den Sprechakt und die in Aussicht gestellte – inhaltlich unbestimmte – Folge (der Sanktion) der hier ebenfalls spezifischen Bedeutung von *erleben* angeglichen: ein gutes Beispiel, wie Sprechakt + Syntax/Konstruktionsformen gemeinsam das „Hinauslaufen auf“ konstituieren, indem ein ihnen gemeinsamer Oberbegriff leitend wird: „Folge: Sanktion“. – Wie in dem vorhergehenden Block sind die mit den beiden unterschiedlichen Strukturen gebildeten Einheiten völlig synonym.

Cc 25.27 – *wenn j jn zu fassen kriegt, (dann)...*, das ebenfalls die Sanktion unbestimmt läßt, faßt wenigstens ihre Prämisse deutlicher: „wenn der Sprecher (oder auch ein Dritter) den ‚Übeltäter‘ zu ‚sehen‘ oder gar ‚vor die Flinte‘ – d. h. als ‚Ziel‘ eines ihn ‚erledigenden‘ ‚Schusses‘ – oder aber ‚irgendwie zu fassen‘ kriegt“. – (3) und (4) deuten lediglich an, wie sich „das fassen“ abspielt (Metonymie des Mittels).

Die Synonymie ist total, wenn man von dem Gemeinten ausgeht und nicht von dem Gesagten (Bildbedeutung).

Idioms, die andeuten oder sogar explizit formulieren, daß man jemanden mit dem Gewehr „niederstreckt“ oder „am liebsten niederstrecken würde“, sind relativ zahlreich (vgl. etwa das häufige *jn aufs Korn nehmen*).⁶³

Die Einheiten von **Cc 25.18** – ..., *darauf kannst du dich!... verlassen!* operieren gleichsam umgekehrt: die Folge wird ganz genau spezifiziert, die Prämisse wird schon als gegeben vorausgesetzt (durch den ex-oder implizit vorangehenden Kontext). Die hier aufgelisteten Floskeln verbalisieren „lediglich“, daß der Sprecher keinen Zweifel an den in Aussicht gestellten Folgen „duldet“. In diesem Sinn als dem Gemeinten laufen die einzelnen Formeln ebenfalls auf dasselbe hinaus.

„Sprechakt – geknüpft an spezifische Konstruktionen – Bedeutung: ‚hinauslaufen auf: inhaltlich unbestimmte Strafe“ – hierin liegt die gemeinsame pragmatische Struktur der Einheiten der Drohung.

d. Zurückweisung

Ab 7.11 – *zieh Leine* drücken komisch, ja witzig die Aufforderung an jemanden aus zu verschwin-

den. – (3) ist synchronisch kaum durchsichtig, und (5) dürfte eine Angleichung an (4) sein (*weg – fliegen* → „abhauen“). – Fliegen, Mücken und andere „Kleintiere“ fliegen halt, und vor allem „weg“, wenn man auch nur die kleinste Bewegung macht. – (2) ist eine der in der Idiomatik sehr zahlreichen Anspielungen auf den Krieg bzw. seine Ziele und Folgen.

Die all diesen Einheiten gemeinsame Idee ist: „weg mit dir!“. „Wie“ sich dieses „weg“ konkret vollzieht, spielt nicht die geringste Rolle. Daher ist im Prinzip jedes „Beispiel“ (Synekdoche) recht, das das „weg“ auch nur einigermaßen deutlich suggeriert, am besten eines, das realiter völlig undenkbar ist (Fiktion; höchster Grad der ausgedrückten Zurückweisung).

Bei **Db 15.6** – *und wenn sich j. auf den Kopf stellt – es geht nicht!*... geht es nicht um ein konkretes „weg“, sondern um „das“, „weg“ – die Nichtigkeit – eines Wunsches. Die Phraseme präsupponieren bei dem Angesprochenen oder einem Dritten den Wunsch, daß etwas (u. U. durch den Sprecher) getan wird, und weisen diesen Wunsch dadurch kategorisch zurück, daß sie durch mehr oder weniger witzige, realiter unmöglich durchzuführende „Beispiele“ zum Ausdruck bringen: „sogar wenn X bewerkstelligen würde, was kein Mensch bewerkstelligen kann (etwa: „sich ein Monogramm in den Bauch beißen“), bekäme oder bekommt er „seinen Willen“ nicht. „Fiktion absurder Voraussetzungen → Folge undenkbar“: die Unmöglichkeit des einen – der Voraussetzung – garantiert die „Unmöglichkeit“, d. h. die Nicht-Realisierung des anderen – eben des vorausgesetzten Wunsches. – Durch diese Struktur wird auch die Synonymie begründet.

Cb 19.16 – *fahr'zur Hölle!* wünscht dem Angesprochenen (oder auch einem Dritten) (er soll... (fahren) an den (für einen Christenmenschen) „schlimmsten Ort des Verderbens“, und gibt für den „Fürsten dieses Verderbens“ – den „Fürsten der Finsternis“ – in den verschiedenen Einheiten die idiomatisch üblichen Euphemismen: *Kuckuck, Henker*. – Auch die Variationen der verbalen Konstituenten *fahren* (in der älteren Bedeutung:

⁶³ Man man muß sich dabei in eine vorbürgerliche Zeit zurückversetzen, in der der „freie Mann“ nur allzu gern ein Gewehr oder eine Pistole bei sich führte. – Vgl. die Diskussionen um das Recht, Schußwaffen zu tragen, heute etwa in den USA.

„(rasch) gehen/laufen/...sich bewegen“), *sich sche- ren nach/...* („verschwinden nach“), *der Teufel/... hole/soll... holen* drücken alle denselben Gedan- ken aus. Nimmt man die Substitutionsfiguren und Variations schemata als Figuren und Schemata, ist die Synonymie hier total.

Der Sprecher wünscht dem ihm „Verhaßten“ natürlich nur fiktiv gerade die Hölle. Gemeint ist: „irgendwohin – möglichst weit weg – und wo es dir möglichst ‚dreckig geht‘“. Fiktion – Hyperbel – extremer Grad erweisen sich auch hier als zusam- mengehörig.

Die vielen Phraseme von **Cb 19.18** und **Cb 19.19** kann man als Euphemismen zu den beiden letzten Einheiten von **Cb 19.16** auffassen.⁶⁴

e. „Kommunikation“

Wenn man die unter diesem Titel zu besprechen- den Phraseme in ihrer Funktion systematisch und erschöpfend untersuchen will, kann das wohl nur innerhalb einer Gesprächs- oder Diskursana- lyse geschehen; denn es handelt sich um Formeln oder Floskeln, die die verbale Kommunikation steuern – durch Kürzungen, andeutende Reduk- tionen auf das Wesentliche o. ä. – *Kurz*, in der Be- deutung „mit wenigen Worten“ kommt mehrfach vor; durchweg ist die Einstellung des Sprechers leitend für die Konstitution der jeweiligen Funk- tion.

Dc 1.20 – *kurz gesagt* variiert „kurz“ in dem an- gegebenen Sinn. Lediglich die letzte Einheit setzt bereits „eine lange Rede“ voraus. – „*Kurz*“, d. h. „(möglichst nur) ein Wort“, gilt als „gut“ (4), d. h. als ausreichend.

Dc 3.100 – *unter uns gesagt* zieht die Gesprächs- partner („wir“ ← *uns*) ins Vertrauen (1) und erwei- tert durch ein (veraltetes) Beispiel: *Pastorentöchter*. Röhricht gibt als seltene Erweiterung noch die *katholischen Pfarrerstöchter* an, und dies scheint in der Tat der hintergründige Sinn der Bildbedeutung dieses witzigen Exempels zu sein: „wenn jemand Vertrauen verdient, dann natürlich (!) die Töchter von jemandem, dem das Liebesleben, das zu Töch- tern führen kann, untersagt ist. Warum Töchter? Weil die Töchter mehr „zusammenstecken“ und „tuscheln“ als die Söhne? *Weiß der Henker!*, könn- te die idiomatische Antwort auf diese selbstgestell-

te Frage sein – eine Antwort, die sich im Stil an das Ausgangsidiom hält.

Ob *kurz* oder *im Vertrauen*: was „gesagt wird“, kommt erst, d. h. „wird (mit diesen Formeln) als zu sagen angekündigt“.

Cc 13.5 – *um der Wahrheit die Ehre zu geben* bie- tet keine Synonyme, sondern Formeln, die um die „Liebe zur Wahrheit“ kreisen. Die letzten drei sind (durchweg) sprecherbezogen, während sich die ersten beiden auch auf Dritte beziehen kön- nen.

Der Wahrheit muß man in dieser Welt „ei- gens die Ehre geben“, sonst kommt sie kaum ein- mal zu Wort. Die „hochgestochenen“ Wendun- gen verraten, wie wenig der Sprecher – oder die Sprachgemeinschaft – an die „Wahrheit“ der „üb- lichen Rede“ glaubt, wenn den Worten nicht eine „ganz besondere Ehre zuteil“ wird. – Man „muß“ *der Wahrheit zuliebe* (4) etwas sagen oder zuge- ben – was es auch kosten mag. Ein „moralisches „Müssen“.

Cc 25.5 – *komm! komm!* sei hier erwähnt, obwohl es isoliert steht, weil der Sinn ist: „geh! geh!“ – mir weg mit solch einem Unsinn!“ *Kommen* ist in der Vielfalt seiner Bedeutungsschöpfungen gleichsam unerschöpflich. Hier haben wir dafür ein pragmat- isches Zeugnis.

Dc 1.24 – *erzähl‘ keinen langen Roman!* zieht den Roman oder „die Geschichte“ als Beispiele für „ein langes Reden“ heran, bei dem es sich um we- nig mehr als um „Senf“ (5) handelt. Ein langer Roman oder eine lange Geschichte sind das Ge- genteil zum „kurz Gesagten“. Sie werden erzählt – für Menschen, die die Muße und den Willen ha- ben, Hunderte von Seiten zu lesen. So etwas ist in der mündlichen Kommunikation natürlich nicht möglich. *Erzähl‘ kein...* ist also auf der Ebene der wörtlichen (Bild-) Bedeutung fiktiv.

Dc3.103 – *mal ehrlich!* hat als Kern ((2), (3), (4)) die Aufforderung, ehrlich zu sagen, „was Sache ist“. Um diese Synonyme lagern sich das erste und das letzte Phrasem des Blocks. Das letzte setzt ein lan- ges Schweigen oder „Herumreden um die Sache“ voraus – das ironisch als „*spannend*“ charak- terisiert wird; das erste bringt einen guten Beleg für die Bedeutung der Modalpartikel *mal*: „ein Mal“ – „das ‚Mal‘, um das es geht“: „jetzt/ ‚dann/... – vom Sprecher erwartet/gefordert/...“

⁶⁴ Vgl. Röhricht, Stichwort *Arsch*.

Cd 16.10/11 – (*das weiß der (liebe) Himmel!*) gehört in eine größere Gruppe (7 – 15) und belegt die Funktion der rhetorischen Frage: „was weiß ich?“ = „das weiß der Himmel!“: d. h. „wenn es überhaupt jemand wissen sollte, dann der liebe Gott“ → „frag‘ mich nicht – denn eine solche Frage hat keine (mögliche) Antwort“.

f. *Versicherung*

Die Formeln **Db 10.24**, durchweg pathetisch, basieren alle auf der Grundlage *so wahr ich...*, an die entweder angefügt wird, was der Sprecher gerade tut (3), daß er gerade sitzt oder steht ((1), (2)) oder überhaupt lebt (5) – d. h. auf evidentenmaßen unbezweifelbaren Tatsachen; die einzige „Glaubensformel“: daß Gott ihm hilft“(6). – Alle Formeln sind auf die 1. Pers. Präs. restringiert und müssen darauf restringiert sein, denn bei den laufenden Änderungen der Welt kann jeder zu jeder Zeit und an jedem Ort in der Tat nur mit dem bürgen, was ihn selbst gerade betrifft und ihn gerade umgibt. Insofern sind diese Formeln als Versicherung logisch-stringent. – Die Synonymie beruht hierauf.

Mit Formeln wie *der Teufel soll mich holen, wenn...* wehrt sich in **Db 15.1** der Sprecher gegen den Vorwurf, bewußt „böse“ gehandelt oder andere geschädigt zu haben, d. h. mit der Erklärung: „wenn ich das gewollt oder auch nur daran gedacht habe, dann soll die ewige Verdammnis mein Los sein“. Eine Formel also, die „eigentlich“ ihre Garantie aus dem Glauben an ein ewiges Gericht bezieht.

Die Alternativen bieten neben dem alten qualifizierenden Genitiv (6) die üblichen Varianten bzw. Euphemismen für „Teufel“.

Eindeutiger als in dem vorhergehenden Block ist die Präsupposition bei **Db 10.32** – *ich will (auf der Stelle) tot umfallen, wenn ...*: der Sprecher erklärt – voller Pathos –, wenn das, was er sagt, nicht stimmt, den Tod in Kauf zu nehmen – außer (3), wo er sich mit dem *Abhacken der Hand* begnügt⁶⁵. Neben neutralen Formulierungen dieser Versicherungsfloskel stehen noch zwei grausame: *den Kopf abhacken, totschiagen* ((4), (5)). Solche Bildbedeutungen weisen nicht nur in die Entstehungszeit solcher Wendungen zurück; sie suggerieren gleichzeitig das rückhaltlos-unreflektierte und damit wahrhaftige Sprechen des „Mannes aus dem Volk“, der grausame Sanktionen gewohnt ist.

Alle behandelten Versicherungsfloskeln sind in

sich völlig schlüssig und spiegeln die Welt und den schnörkellosen sprachlichen Ausdruck des einfachen Sprechers wider, der sich gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und Unredlichkeit vehement zur Wehr setzt.

Isoliert stehen die Floskeln, mit denen der Sprecher nachdrücklich betont: „das und das ist doch evident!“ „das sieht doch jeder sofort!“ – die Bedeutung der Idioms von **Ih 1.17/18**.

„Evident“: das bedeutet: „klar“, „so klar sein wie – etwas durch und durch Klares“. Die Wort- und Gedankenspielereien sowie die witzigen Gegensätze, die als Vergleichselemente „beispielhaft“ herangezogen werden, nehmen ihnen jeden greifbaren Inhalt. „So einfach zu sehen – d. h. zu erkennen, daß nicht nur das bloße Auge reicht – dh. keine besonderen Geisteskräfte erforderlich sind, sondern sogar ein Blinder – d. h. auch der Dummste – dahinter kommt“, Hyperbolik in reinsten Form.

g. *Zustimmung*

Db 13.37 – *ganz richtig!* formuliert die Zustimmung zum Gesagten ((1), (2)) und zu seinem Inhalt – zu dem, worum es geht (4). – Mit (3) dagegen moralisiert der Sprecher: „so zu handeln ist richtig“. Und mit der letzten Einheit unterstreicht er: „ganz genau um diesen Punkt geht es“.

Die Phraseme dieses Blocks sind also nur als untergeordnet unter den Begriff „Zustimmung“ synonym. Dazu könnte nur eine detaillierte Untersuchung klären, inwieweit neben der skizzierten Sprechereinstellung noch andere Haltungen durch die einzelnen Wendungen abgedeckt werden.

Db 13.40 – *das lob‘ich mir!* drückt die freudige Zustimmung des Sprechers zu dem aus, was jemand sagt oder berichtet. Im strengen Sinn synonym sind nur (3) und (4).

Die Floskeln **Db 13.47** – *nun gut!* drücken eine Zustimmung des Sprechers bei gleichzeitiger Reserve aus; er stimmt zu, weil er die Dinge nicht komplizieren will. – Ob die Kontexte (Referenzen) im einzelnen identisch sind und vor allem, inwieweit der Gebrauch dieser Einheiten im deutschen Sprachraum einheitlich ist, muß hier offen bleiben.

⁶⁵ Heute denkt man bei solchen Strafen an manche Länder der arabischen Welt.

Bei den Einheiten von **Cc 5.16** – *von dem/... kann sich manch einer/... eine Scheibe abschneiden* scheint der Mensch mit einem Kuchen, einer Wurst, mit Brot oder dergl. verglichen zu werden; bis hierhin gehen die Interpretationen offenbar konform. Die genaue Grundlage des Vergleichs ist dagegen weniger einsichtig und wird auch nicht einheitlich beurteilt. Handelt es sich darum, daß man sich ein „Stück“ abschneiden und verzehren soll, um sich wenigstens ein bißchen von den „vorbildhaften Eigenschaften“ anzueignen? Oder darum, daß der Kuchen o. ä. auch dann nicht an Qualität einbüßt, wenn ein anderer ein „Stückchen“ davon wegnimmt – da ihm einfach nichts etwas anhaben kann? Oder liegt ein Spiel – eine Verballhornung – mit der Wendung *bei etw. gut/... abschneiden zugrunde?* – Diese und noch andere Hypothesen scheinen gleich plausibel – und gleich wenig plausibel. Doch wie dem auch sei: der Bedeutung tut die nur mangelhaft einleuchtende Bildgrundlage keinen Abbruch.

Die Alternativen behalten die syntaktische Struktur bei und substituieren lediglich *Scheibe* durch *Stück* oder *Stückchen* – wobei insbesondere die letzte Variante gegen Wurst und kaum für Brot als anzunehmende Bildgrundlage spricht.

In vielen idiomatischen Ausdrücken erscheint der Mensch im Bild von Sachen, von Apparaten, von Maschinen u. a.; doch fällt hier die Bildgrundlage besonders stark aus dem Rahmen.⁶⁶

h. Ablehnung

Die Sprecherhaltung und die Referenz sind bei **Db 15.43** – *ach was!* nicht für alle Wendungen leicht zu bestimmen. (1) und (2) bestätigen den Zweifel, den jemand äußert: *„Der Kurt redet so groß daher. Kennt er denn die Zusammenhänge überhaupt? – Ach was/ wo! Der meint doch immer: je frecher einer auftritt, um so besser der Eindruck!“* – *I-wo!* scheint mir mit den beiden zitierten Idioms synonym, lediglich ein wenig umgangssprachlicher und pathetischer. – Anders dagegen liegt *i-bewahre!* *„Müßte die Karin nicht eigentlich ins Krankenhaus?“* – *I-bewahre! Hältst du die Krankheit denn für so gravierend?“* Ein älteres Synonym wäre: *Gott bewahre* (uns vor einem solchen Unglück)! Die Floskel dürfte heute nur noch in bestimmten Regionen und bei

bestimmten Sprechergruppen gebräuchlich sein. – (5) ist wohl eine seltenere Variante zu (2).

Häufig dagegen sind die Phraseme **Db 15.46** – *das/etw. kommt gar nicht in Frage!* Mit seinen spielerischen Varianten... *auf die Platte/in die Tüte* („Beispiele“). Die Einheiten verbalisieren eine entschlossene Ablehnung eines Wunsches (*Darf ich...?*), eines Ansinnens (*Könnten wir nicht...?*), einer Erwägung, jemandem entgegenzukommen (*Eigentlich sollten wir dem Kurt in dieser schweren Lage unter die Arme greifen...?*) u. ä. Der Sprecher läßt über den zur Debatte stehenden Punkt – die „Frage“ – nicht mit sich reden.

(4) verleiht der negativen Einstellung des Sprechers zu einer bestimmten „Frage“ in einem allgemeinen Sinn Ausdruck. Seine Einstellung ist nach seiner Überzeugung in der Sache selbst begründet. Vgl. *„Ein derart hohes Risiko einzugehen – (das) verbietet sich doch von selbst!“* – versus: *„Wir sollen ein derart hohes Risiko eingehen? Das kommt gar nicht in Frage!“*

Bis auf die spielerisch-ironischen Züge in (2) und (3) scheinen mir die ersten drei Einheiten völlig synonym.

Db 15.34 – *das/etw. laß/... mal meine/... Sorge sein!* wehrt Tendenzen, sich in etwas einzumischen, oder auch Neugier ab. (2 – 5) variieren lediglich syntaktisch. Während der Sprecher mit diesen Formeln dem Hörer gegenüber mit einer gewissen Schärfe, ein wenig „von oben herab“ auftritt – und (auch) so seine Freiheit oder Unabhängigkeit betont –, formuliert (1) seine Einstellung zwar u. U. auch scharf, doch sachlich.

Ganz anders **Db 15.35** und **Fa 7.16**, in denen das nachdrücklich abwertende (jn)“(absolut) (gar) „nichts“ (angehen) durch *einen Dreck/Käse/Quark/feuchten Lehm/feuchten Kehricht/Scheißdreck* oder (bayrisch) *Schmarren*, d. h. durch eine ganze Palette als „Beispiel“ herangezogener „Dinge“ wiedergegeben wird, die das „völlig Wertlose“, „Nichtige“ anhand von „Unangenehmem“ „treffen“ bzw. (wie etwa bei *Käse* oder *Quark*) suggerieren. Solche Floskeln sind in der Umgangssprache bekanntlich sehr beliebt.

Die Einheiten können vom Sprecher als „direkter Ausdruck“ seiner Einstellung gebraucht werden; sie können aber genau so gut als Mittel einer objektiven – wenn auch kolloquial und deutlich geäußerten – Bewertung der Sache als solchen und

⁶⁶ Belegt scheint der Ausdruck erst seit dem späten 19. Jahrhundert zu sein. Ich weiß nicht, ob man in dem älteren phraseologischen Wortschatz sinnvoll vergleichbare Bildbedeutungen findet.

der Einstellung eines Dritten dazu erscheinen. Insofern liegen sie am Rande der sprechaktrestringierten Phraseme.

Einen semantischen Unterschied sehe ich unter den einzelnen Wendungen nicht.

Ha 8.27 – *was macht das/macht's schon?* variiert *es/das macht nichts/viel/wenig/allerhand/...* mithilfe einer rhetorischen Frage, die eine mit Nachdruck geäußerte verneinende Antwort impliziert, d. h. meint: „*es/das macht absolut/rein/... (gar) nichts!!*“ – *Machen* ist in solchen Wendungen also so etwas wie eine Kurzform für (*jm. et-was/nichts/...*) *ausmachen*.

Die Formen mit *tun* sind nicht nur seltener, sondern auch in den möglichen syntaktischen und pragmatischen Variationen restringierter⁶⁷. – *Was tut's* (3) ist eher eine seltenere Variante zu *was soll's?* – einer Floskel, mit der Sprecher etwas, über das er eigentlich allen Grund hätte „sauer“ zu sein, auf sich beruhen läßt, wenn nicht als läppisch abtut. „*Was soll der Ärger? Die Sache ist das doch gar nicht wert!*“ – Aufschlußreich ist auch hier die Modalpartikel *schon*.

(5) hat eine andere Bedeutung: der Sprecher wendet eine u. U. auch von den Gesprächsteilnehmern für unschön, verurteilungswert u. ä. gehaltene Haltung/Handlung oder dergl. ins Allgemeine und tut sie mit der rhetorischen Frage „*(Aber) wen stört das (schon)?*“ – d. h. „Das ist natürlich nicht in Ordnung, doch das interessiert niemanden“ – als „für die Mehrheit der Leute belanglos“ ab. – Die Formen mit *interessieren* sind heute ungleich verbreiteter und sie sind so wenig sprechaktrestringiert wie die mit *stören* oder *machen/ausmachen*. Auch dieser Block liegt demnach strukturell am Rand der (im oben angegebenen Sinn) pragmatischen Idioms.

Cc25.43 – *pack' dich!... an deine!... eigene Nase!* weist Kritik, Vorhaltungen u. a. mit der Aufforderung zurück, erst einmal „vor der eigenen Tür zu kehren“. – Die Einheiten mit *Spiegel* ((4), (5)) sind (weit) weniger kolloquial oder familiär als die mit *Nase*.

Cd 4.21 – *du kannst dich!... begraben lassen (mit etw)* – der Block bringt eine deutliche Kritik des Sprechers an der schwachen Leistung eines anderen zum Ausdruck – kam in der „Einführung“ ausführlich zur Sprache. Die Ausdrücke dieses Blocks sind alle völlig synonym.

i. Stellungnahme zur Situation, zum (vorhergehend) Gesagten, zum (behandelten oder zur „Verhandlung“ stehenden) Thema.

Schon in den bisher behandelten Gruppen hatten wir eine Reihe von Phrasemen, die mit *das* (und anderen Elementen) auf das Thema, die Situation usw. Bezug nahmen. Für die Idioms der jetzt zu analysierenden Gruppe sind diese bezugnehmenden Elemente semantisch-pragmatisch konstitutiv. Neben *das* erscheinen – in dem hier diskutierten Material – *es, was* und *alles*. Prinzipiell könnte u. a. jedes resumierende Pronomen stehen, doch sind die angegebenen Einheiten die häufigsten. *Das* ist im Deutschen neben *da* „das“ deiktische Zeichen für die angegebene Funktion. – Die selteneren Alternativen sind zum Teil auch in ihrer Funktion spezieller.

Auch hier erheben unsere Analysen keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Ga 1.3 – *was ist (denn) da!... los mit...?* fragt nach dem X, das „da“ – d. h. in der gegebenen Situation – oder bei einer bestimmten Person oder einem Ding: *mit...* – „nicht stimmt“. Die „Ordnung“ ist nach Auffassung des Sprechers gestört; etwas ist „nicht so, wie es sein soll oder sollte“. – Die Modalpartikel *denn* leitet von dem mit ihr präsupponierten Vorliegenden bzw. Vorhergehenden über zur aktuellen Äußerung und bestimmt ihren Sprechakt als: „daher (d. h. aufgrund dessen, was ich/... „da“ /bei jemandem/etwas sehe/höre/...) „muß“ ich fragen/sehe ich mich – erstaunt, wie ich bin – genötigt, mich zu erkundigen“, d. h. „zu einer ärgerlichen/erstaunten/verblüfften/... Informationsfrage veranlaßt“.

(3) ist selten, (4) dazu spielerisch – ironisch. – Bis auf diese Nuancen scheinen mir die Einheiten synonym; doch erlauben die mit *los* weit mehr syntaktische und pragmatische Modifizierungen.

Cc 33.20 – *das/(etw) ist ein dicker Hund* kommentiert etwas Vorgefallenes oder Gesagtes. Die Stellungnahme des Sprechers: „das verstößt – in hohem Grad – gegen die Sitten, die Moral, die Konventionen – kurz: gegen die (herrschenden) Normen, die für ihn (u. U. ebenso für die Hörer) gelten“; das ist „eine Unverschämtheit“.

Abgesehen von dem Grad der Intensivierung – er ist vielleicht bei (2) und (5) am höchsten – dürften die Wendungen völlig synonym sein.

⁶⁷ Vgl. die Angaben dazu in der *Deutschen Idiomatik*

Während alle Einheiten dieses Blocks eine moralische Kritik implizieren, geht es bei denen von Cc 33.19 – *das ist starker Tabak!* – eher um das „Ausmaß dessen, was sich jemand erlaubt“, und weniger um Moral u. dergl. Insbesondere geht es hier um Formulierungen, d. h. die sprachliche Form, deren sich jemand bedient, die der Sprecher für „(zu) stark“ hält. „*Die Haltung des Konsums in der Sache ist natürlich nicht korrekt, klar. Aber ‚Sauhund‘, ‚ein Ausbund an Rechtsverdreherei‘ oder gar ‚Natterngezücht‘ und was ich da so alles höre, das scheint mir nun doch starker Tabak!*“

22 und 23 drücken den höchsten Grad aus und zielen in der Kritik wie 2o auf „Unverschämtheit“.

Db 15.61 – *das kann ja nett werden!*, auch, vielleicht sogar eher mit *heiter* statt *nett* (vgl. daneben 57, 58, 59 und 60) – ist natürlich ironisch. Was der Sprecher erwartet, ist weder „nett“ noch „heiter“, sondern „ein Donnerwetter“, d. h. starke Kritik, Verwarnungen u. ä. Das läßt sich – wie die Modalpartikel *ja* anzeigt – aus dem, was gerade vor sich geht, mit einiger Sicherheit folgern

Da 10.20 – *das ist noch nicht das Schlimmste!* impliziert: „es gibt oder es kommt noch Schlimmeres“. – Die beiden letzten Einheiten dieses Blocks geben den Zeitpunkt an, wann das Schlimmste der Entwicklung kommt: am Ende. Hierin liegen die entscheidenden semantischen Unterschiede zwischen den beiden Untergruppen ((1) – (3)) und (4), (5)

Auffällig ist das Adjektiv *dick* in zahlreichen Ausdrücken, die die Stellungnahme gegenüber Unverschämtheiten, zynischem Handeln, Verfehlungen u. a. m. zum Ausdruck bringen (*ein dicker Hund, das dicke Ende, eine (faust-) dicke Lüge* usw.).

2. Charakterisierung der unterschiedenen Gruppen und Überlegungen allgemeiner Art

Bei der **Versicherung** und bei der **Drohung** verbleibt die Tätigkeit (C) bei (A). Bei der **Ablehnung** unterbleibt (C) (aufgrund von (A)). Bei der **Zurückweisung** kann (B) oder auch (B₁) handeln, es kann aber auch alles wie vorher bleiben. Bei der **Aufforderung** (von A) handelt (B) (oder (B₁)). Und bei dem **Ausdruck** der Freude, der Verblüffung usw. geht es um das „Gefühl“ „bei“, „in“ (A) „aus“ oder „über“ (C) (inbezug/gegenüber B (oder (B₁))).

Ausgesprochen sprecherbezogen ist der **Ausdruck** der Freude/..., der jedoch seinen Grund auch im Hörer, in der Sache (die wiederum zum Hörer „gehören“ kann oder nicht) oder auch in einem Dritten haben kann – („expressiv“).

Stark Hörerbezogen ist die **Aufforderung**, doch keineswegs ausschließlich, denn es geht ja um die Sache, die „getan“ werden soll. Auch hier kann der Grund in allen genannten „Positionen“ liegen – („Apell“; „appellativ“).

Auch bei der **Drohung** ist der Hörerbezug sehr stark, und auch hier ist nicht von vorneherein ausgemacht, „wo“ der „eigentliche Grund“ liegt. Die Realisierung von (C) wird hier sehr oft als von (A) selbst durchzuführen in Aussicht gestellt; doch im Gegensatz etwa zum Verprechen kann sie auch durch einen Dritten erfolgen. – ((A) „gegen“ (B); „adversativ“).

Bei der **Zurückweisung** ist eine Handlung (C) gar nicht erforderlich. Die Reaktion von (A) zu (C) kann daher von der Gleichgültigkeit bis zum „Engagement“ gehen. – Die Aufforderung ist hier in der Regel „der Sache nach“ fiktiv: *schieß in den Wind!* – Der Grund kann wiederum überall liegen.

Auch bei der **Zustimmung** ist keine Handlung erforderlich. Und auch hier ist die Beziehung zwischen (A) und (B) völlig offen.

Die **Ablehnung** schließlich richtet sich zwar gegen (C), braucht aber ebenfalls da nicht ihren Grund zu haben. Das Handeln wird unterbunden, während es bei der Aufforderung verlangt wird. In diesem Sinn ist die **Ablehnung** die Umkehrung der **Aufforderung**.

Kompliziert werden die Relationen vor allem aus drei Gründen:

- einmal, weil der (eigentliche) Grund des Agierens von (A) – die sog. Motivation – durchweg in allen „Positionen“ liegen kann – wenn er überhaupt klar zu bestimmen ist;
- dann, weil das Handeln (C) bald durch (A), bald durch (B), bald durch Dritte, bald gar nicht realisiert wird;
- und schließlich, weil der Akt-Bezug unter den beteiligten Personen direkt – A→B, A↔B usw. – und indirekt sein kann.

Hinzu kommen sehr wichtige und oft sehr verschachtelte Zeitbezüge: Ausrichtung auf die Zukunft, die Vergangenheit, die Gegenwart sowie Interdependenzen. Dann die mannigfachsten Abstufungen in den Graden der Einstellung; sie gehen von „Quasi-Null“ bis zum extremen Grad.